**SITZUNGSBERICHTE**
**DER LEIBNIZ-SOZIETÄT**
**Band 39 • Jahrgang 2000**

**trafo Verlag Berlin**

**ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-298-X**

## *Inhalt*

*Hans Heinz Holz*

Die Bedeutung von Metaphern für die Formulierung dialektischer Theoreme >>>

*Wolfgang Ullrich Wurzel*

Zur Metapher in der natürlichen Sprache. Eine Zusammenschau.
(Bemerkungen zum Vortrag von Hans Heinz Holz) >>>

*Werner Neumann*

Bemerkungen zum Vortrag von Hans Heinz Holz >>>

*Bodo Friedrich*

Die deutsche Sprache in einer globalen medialisierten Warenwelt,
Zum Sprachelend in Deutschland >>>

*Wolfdietrich Hartung*

Über Sprachelend und seine Konstruktion.
Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Bodo Friedrich >>>

*Wolf gang Ullrich Wurzel*

Bemerkungen zum Vortrag von Bodo Friedrich >>>

*Gerhart Neuner*

Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Bodo Friedrich >>>

*Werner Neumann*

Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Bodo Friedrich >>>

*Ronald Lötzsch*

Ethnonyme als Geschichtsquelle >>>

*Mitteilungen der Leibniz-Sozietät*

## *Ehrendes Gedenken*

Karl Rambusch; Franz-Heinrich Lange; Conrad Grau; Johannes Irmscher; Rolf Enderlein; John Lekschas; Günther Kohlmey; Hans Wolfgang Ocklitz; Edelhard Töpfer; Wolfgang Zschiesche; Alexander Leonidowitsch Janschin >>>

## *Rezension*

*Siegfried Wollgast*

Reimar Müller, Anthropologie und Geschichte.
Rousseaus frühe Schriften und die antike Tradition >>>

Hans Heinz Holz

# Die Bedeutung von Metaphern für die Formulierung dialektischer Theoreme*

## I.

Ausgehen möchte ich von der Unterscheidung zwischen notwendigen und kontingenten Metaphern.[1] Kontingent sind Metaphern als poetische oder rhetorische Stilfiguren; als solche sind sie in der Geschichte der Poetik und Rhetorik oft und mit unterschiedlicher Bewertung behandelt worden.[2] Daß es mißglückte Metaphern gibt oder auch eine wuchernde Metaphorik (wie z.B. in der Barock-Dichtung) mag einen Hinweis darauf geben, daß in solchen Fällen das metaphorische Sprechen vom Gegenstand nicht gefordert ist, sondern auf ihn κατὰ συμβεβηκὸς (als ein Hinzukommendes) bezogen wird und sich folglich auch ihm gegenüber verselbständigen kann. Von der bedeuteten Sache her erscheint eine solche Hinzufügung als Schmuck – daß sie dann immer auch eine Bedeutungsverschiebung oder – Erweiterung mit sich bringt, weil Sprache stets ein λόγος ἑαυτὸν αὔξων (ein sich selbst mehrender Sinn – Heraklit B 115) ist und weil Bedeutung immanent zur Bedeutungsiteration drängt, schließt ein, daß die Metapher nicht ein beliebiges Schmuckelement ist und daß ihre Charakterisierung als „uneigentliche Rede" das Wesen der Sprache verkürzt.[3]

So sprachphilosophisch (und religionsphilosophisch[4]) belangvoll dieser Vorgang der metaphorisch vermittelten Bedeutungsiteration auch ist – wir lassen ihn hier ebenso außer Betracht wie die Abgrenzung der Metapher gegen Vergleich, Gleichnis, Analogie und verwandte Phänomene[5] und konzentrieren uns auf jenen ausnehmend besonderen Typus von Metaphern, die wir „notwendig" nennen, weil durch sie allererst das ins Bewußtsein gebracht wird, was sie durch ein Bild evozieren. Daß z.B. das Sprechen und Denken (und überhaupt der mentale Bereich) eine gleich-

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 18. März 1999

sam räumliche Dimension haben, daß sie *flach* oder *tief* sein können wie ein Gewässer oder eine Grube und daß diese Bedeutungsdimension nicht mit den entsprechenden, aber in umgekehrter Raumrichtung weisenden Adjektiven *niedrig* und *hoch* benannt wird[6], ist erst durch die metaphorische Formulierung selbst in Heraklits Rede vom λόγος βαθύς (dem tiefen Sinn – B 45) „entdeckt" und festgelegt worden. Von da an hat dann das Raum-Wort *tief* eine Karriere als Sinn-Wort gemacht, bis zu Shakespeares innigem Satz „Meine Liebe zu dir ist tief wie die See von Portugal" und Thomas Manns Umspielen des Wortes „Brunnentiefe" in den Josephsgeschichten.

Die nicht dinglich-sichtbaren Zustände des Gemüts, des Psychisch-Geistigen waren es, die schon früh als auffällig erfahren wurden und doch nicht durch einfachen Hinweis zu benennen waren. *Psyche* selbst – das Wort für ein nicht anschaulich gegebenes Inneres – wurde so metaphorisch gebildet; ursprünglich bezeichnete es den Atemhauch und, besonders bemerkenswert, den Kern der Bronzestatue beim Gußverfahren.[7] Homer macht die Gemütszustände seiner Helden noch umständlich durch Vergleiche nachvollziehbar. Im Naturgeschehen findet er Vorgänge, durch die er evozieren kann, was sich in einem Menschen, in seinem *thymos*, ereignet[8]; er braucht noch eine weit ausholende Beschreibung, wo später der knappe metaphorische Ausdruck genügt.

Der Übergang vom vergleichenden Erschließen des Unsinnlichen zur metaphorischen Benennung läßt sich eindrucksvoll an einem Sappho-Fragment aufzeigen[9]: „Eros schüttelt mein Gemüt" – Ἔρος δ'ἐτίναξὲ μοι φρένας, lautet der erste Halbsatz von frg. 50 D. Das Verbum τινάσσειν – schütteln, rütteln, in starke Bewegung versetzen – wird von materiellen Gegenständen ganz handfest gebraucht (z.B. vom Speer, der geschwungen wird, vom Erdbeben u.a.). Die metaphorische Verwendung scheint so ungewohnt, daß Sappho sie durch Ausführung eines Vergleichs erläutert: ὡς ἄνεμο κὰτ' ὄρος δρῦσιν ἐμπὲτων – wie der Wind in die Eichen des Bergwaldes fällt". Dieser zweite Halbsatz steht ganz in der Tradition der homerischen Gleichnisse, hat aber bei Sappho nur mehr illustrative Funktion, denn was er über die Gemütsbewegung sagt, ist schon im Verbum des Hauptsatzes ausgedrückt. 'Ετίναξε ist eine notwendige Metapher, denn anders als durch sie (oder ein entsprechendes Bild) ist die psychische Erschütterung nicht aussagbar; was in uns vorgeht, muß durch

einen parallelen sinnlichen Vorgang evoziert werden. Der Bergwind im Eichwald ist kontingent – der Vergleich schmückt, erläutert, verdeutlicht den bereits prägnanten und begriffenen Ausdruck. In dem ergreifenden Todesgedicht frg. 58 d ist der Gedanke aufs höchste konzentriert in ein Bildwort gerafft: Die Tote ist eine „Entflogene" – ἐκπεποταμάνα; in diesem Wort ist alles gefaßt: der Atem, der im Sterben ausgehaucht wird und für die Seele gilt, die zum Hades geht, das Sich-Entfernen und Verschwinden; die flüchtige, leichte Immaterialität der Toten, die nur noch ein Schatten ist. Es braucht keines Vergleichs mehr, um die Melancholie des Verbalsubstantivs, das Person und Vorgang in eines faßt, spüren zu lassen. Das Beispiel der sapphischen Verse führt uns auf mehrerlei:

1) Die notwendige Metapher charakterisiert den Modus, in dem eine Sache oder ein Sachverhalt erscheint; und dieser Modus ist nur durch die Charakterisierung gegeben Die Wahl des Signifikanden präformiert die Auffassung vom Signifikat. *Conceptio* und *Begriff* gehören in ein anderes Bedeutungsfeld als εἶδος und νόημα. In der haptischen Sphäre isoliert das zupackende Herausgreifen den Gegenstand, in der optischen setzt das hinschauende Sehen (ἰδεῖν) und durchschauende Einsehen (νοεῖν) den Gegenstand in Beziehung zum Umfeld. Im ersten Falle fordert der Begriff die Definition – im zweiten die Bestimmung und Fortbestimmung; Hans Friedrich Fulda hat mit Recht darum Hegels Logik als eine „Bestimmungslogik" von der klassischen Logik abgehoben.[10] Die Transformation der griechischen Philosophie ins Lateinische hat semantische Verschiebungen gebracht, über die sich die Philosophiehistorie fast nie Rechenschaft ablegt.[11]
2) Die notwendige Metapher erschließt einen Aspekt einer Sache oder eines Sachverhalts. Daneben kann es andere Aspekte geben, die in anderen Metaphern hervortreten. Metaphern schließen einander nicht aus, sie lassen sich auch nicht unter der Alternative wahr-falsch verrechnen; wohl aber können Metaphern mehr oder weniger treffend sein.[12] Das heißt aber, der dem Sprechenden erscheinende Aspekt, den dieser mit einer anderen Erfahrung vergleicht und metaphorisch benennt, stimmt zusammen mit einem Moment an der Sache selbst, das so auch von anderen erfahren werden kann (wenn sie darauf aufmerksam werden bzw. gemacht werden). Die Metapher erzeugt ein Allgemeines und geht damit an sich selbst von der Singularität einer individuellen Auffassung in

die Allgemeinheit eines Begriffs *(notio)* über. Das gilt dann auch von kontingenten Metaphern.

3) Die Akzeptanz einer Metapher im allgemeinen Sprachgebrauch führt zur Nivellierung ihres metaphorischen Doppelsinns. Sie wird mit der Zeit zur Denotation wie jedes Wort jener ursprünglichen Sprachebene, in der der Zeichencharakter des Worts durch Hinweis erfüllt wird. Wir wissen unmittelbar-sinnlich, was gemeint ist, wenn wir hören: Dies ist Karl; dies ist ein Haus. Demgemäß was mit Karl und Haus bezeichnet ist. Genauso glauben wir zu wissen, was mit einer aufgewühlten Empfindung oder mit einer finsteren Miene oder mit einem lächelnden See gemeint sein soll.[13]
4) Die Nivellierung des metaphorischen Doppelsinns eines Ausdrucks hat zur Folge, daß er schließlich auch als Terminus gebraucht und sein semantischer Horizont damit eingeschränkt – im Extremfall bis zur Eindeutigkeit reduziert – werden kann. Neue Metaphern werden dann eingeführt, um das Sinnfeld wieder zu erweitern. Das ist das „normale" Geschäft der Poesie, findet aber seine Entsprechung in der Philosophie.[14] Die Übergänge von der bildhaften Vorstellung zum Term sind gleitend. Bei *Himmelszelt* mögen wir noch an ein Zeltdach denken, das sich über uns schließt, obwohl in der Regel der Bildsinn schon verblaßt ist. *Milchstrasse* wird schon nicht mehr als ein Rinnsal verschütteter Milch aufgefaßt, sondern ist Bezeichnung für einen Sternhaufen, den wir in seiner Verdichtung am Himmel erblicken; und das Wort gilt auch für andere astronomische Komplexe, die wir überhaupt nicht optisch in der Art eines Milchflusses wahrnehmen.

Solche Metaphern sind illustrativ; wir gebrauchen sie, „weil es bezeichnender ist" – quia significantius est, wie Quintilian sagt; und er fährt fort: „Denn nichts von diesen wird durch eigentliche Ausdrücke eigentümlicher bezeichnet als durch diese entlehnten" – nihil enim horum suis verbis quam his accersitis magis proprium erit.[15] Im Bildungsprozeß der Menschheit, der sich durch die verbale Repräsentation der Welt hindurch vollzieht, sind solche illustrativen Metaphern wohl notwendig gewesen, um Welt – die sinnlich erfahrene Welt – als ein gegliedertes Sinnganzes zu verstehen. Der Mythos ist die Weltanschauungsform, in der diese frühe Artikulation des In-der-Welt-seins Gestalt gewann.[16] Die Poesie hat das Erbe des Mythos angetreten.[17]

Alle Metaphern, notwendige, illustrative, ornamentale[18], die sich auf endliche innerweltliche Sachverhalte beziehen, können unmittelbar durch Hinweis auf die anschaulich gegebene Gegenständlichkeit – oder mittelbar – durch Vergleich, Analogie, Parallelismus und ähnliche Stilfiguren – zu sinnlicher Evidenz gebracht werden.[19] Wenn wir sagen, einer sei „ein Fels in der Brandung" – z.B. auf dem Schlachtfeld vor Troja oder in einer stürmischen Volksversammlung –, so verbindet sich mil dem Bild ein Anschauungsgehalt, der an sich selbst verständlich ist. Aber auch wenn wir von einem „trockenen Vortrag" oder einer „hinkenden Beweisführung" sprechen, vergegenwärtigt uns der Sinnesausdruck die Art einer unsinnlichen Gegebenheit im Felde der Wahrnehmung.

Demgegenüber gibt es aber einen Gegenstandsbereich, der prinzipiell jeder möglichen Abbildung in sinnlicher Evidenz entzogen ist – nämlich jener Bereich, dessen Inhalte von der klassischen Metaphysik behandelt werden: die Totalität der Welt und die unabschließbare Kette der Bedingungen; das Verhältnis von Sein und Bewußtsein; die Apriorität des Logischen. Hegel hat der – von ihm so apostrophierten – „vormaligen Metaphysik" den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Gegenstände in der Weise der Vorstellung, das heißt mit Hilfe endlicher Verstandeskategorien, erfassen wolle.[20] Dem stellt Hegel „die Einsicht, daß die Natur des Denkens selbst die Dialektik ist", entgegen und fügt hinzu, daß das Denken im Blick auf die Gegenstände der Metaphysik „über das natürliche, sinnliche und räsonierende Bewußtsein sich erhebt in das unvermischte Element seiner selbst"[21] – eben deshalb, weil diese Gegenstände gar nicht anders als im reinen Denken, das die Grenzen der Vorstellung überschreitet, gegeben sein können.[22] Nun wäre aber das reine Denken – ich denke, daß ich denke, daß ich denke... – gänzlich inhaltslos und nichtig, weshalb Hegel darauf insistiert, „daß die Philosophie darüber verständigt sei, [...] daß ihr Inhalt die *Wirklichkeit* ist."[23] Auch in der Gestalt des Denkens ist die Wirklichkeit aber nichts anderes als „der [...] zur *Welt*, zur äußeren und inneren Welt des Bewußtseins, gemachte Gehalt"[24], „indem der Geist als fühlend und anschauend Sinnliches, als Phantasie Bilder, als Wille Zwecke usf. zu Gegenständen hat."[25] Die Inhalte, die im reinen Denken als Begriffe erscheinen, sind zuvor durch die Sinne und Vorstellungen gegeben und vermittelt. Radikaler als Kant, der den Anschauungsgehalten die Denkformen dichotomisch entgegensetzte, sind für Hegel auch die Denkformen oder

Kategorien aus der Wirklichkeit abgeleitet, „teils als *Abbreviaturen* durch ihre Allgemeinheit; [...] teils zur näheren Bestimmung und Findung der *gegenständlichen Verhältnisse*, wobei aber Gehalt und Zweck, die Richtigkeit und Wahrheit des sich einmischenden Denkens ganz von dem Vorhandenen selbst abhängig gemacht ist und den Denkbestimmungen für sich keine inhaltsbestimmende Wirksamkeit zugeschrieben wird."[26] Die Metaphysik manifestiert nun den Widerspruch, daß sich das Denken – aufgrund seiner Formbestimmtheit – Gegenstände setzt, für die es Wirklichkeit in Anspruch nimmt, aber für die es keine Vorlage in der erfahrbaren Wirklichkeit finden kann. Da aber alle bestimmten Begriffe, die die Denkinhalte bilden, aus der Wirklichkeit aufgenommen sind und (mittelbar oder unmittelbar) zu sinnlicher Evidenz gebracht werden können, gerät die Metaphysik in die Aporie, daß sich ihre Denkinhalte essentiell von den Begriffen unterscheiden, in denen sich diese Inhalte darstellen. Das eben macht die Dialektik aus, von der Hegel sagt, daß sie die Natur des Denkens selbst sei; und die spekulative Methode ist Hegels Vorschlag, wie die Aporie der Metaphysik durch Dialektik aufzuheben sei.

Die Einheit des Mannigfaltigen, die Repräsentation der Seienden und der Welt im Bewußtsein, die Axiome der Logik sind gegenständliche Verhältnisse, für die, wenn sie ausgesagt werden sollen, Konstruktionsmodelle entworfen werden müssen. In der Tat war dies eh und je das Tun der Metaphysik; methodologisch reflektiert im Sinne neuzeitlicher Wissenschaftlichkeit wurde diese Modellbildung erstmals in der Monadenmetaphysik von Leibniz.[27] Kategorien der Dialektik sind nicht Formbestimmungen von Substanzen, sondern von Verhältnissen. In allen Fällen, in denen sich der endliche Verstand auf die Welt im ganzen, auf ein Absolutes, auf den vollständigen Begriff *(notio compléta)* von einer Sache, auf die abgeschlossene Reihe der Bedingungen usw. bezieht, ist das gegenständliche Relationsglied inkommensurabel und in positiver Bestimmbarkeit nicht gegeben. Da andererseits der Verstand nicht umhinkommt, in der Konstruktion der Beziehungen zu den Seienden zu solchen *Weltbegriffen*[28] überzugehen, ist er genötigt, sein Verhältnis zu Gegenständen, die er nicht vergegenständlichen kann, allein von sich selbst aus zu bestimmen. Er muß für sein eigenes Sein, das Sein der Subjektivität, einen Ausdruck finden, der das Subjekt als zugleich in der Welt und der Welt *gegenüber* seiend darzustellen erlaubt. Der Ausdruck muß so beschaffen sein, daß er der

Endlichkeit des Subjekts und der Endlichkeit jeder erfahrbaren Relation Rechnung trägt und doch auch die Unendlichkeit des Beziehungshorizonts und der nie abzuschließenden Iterierbarkeit der Relationen und Bedeutungen einholt.

Diese Funktion der gegenständlichen Darstellung eines gegenständlich nicht darstellbaren Verhältnisses ist nicht anders als durch Metaphern zu erfüllen. Solche Metaphern sind genuin notwendige, weil nur durch sie das gegenstandliche Verhältnis zu transzendenten Gegenständen strukturell beschrieben und dingfest gemacht werden kann. Die metaphysische Metapher (wie ich jetzt sagen will)[29] vermag dies zu leisten, weil sich in der Sprache der Umschlag von der Singularität des zu benennenden Gegenstandes zu der nicht sinnlich gegebenen Allgemeinheit des Begriffs vollzieht. Die Metapher benennt eine einzelne Sache oder Situation, gebraucht die Benennung als Bezeichnung für einen Sachverhaltstypus. also für etwas Allgemeines, ordnet aufgrund von Ähnlichkeiten diesen Sachverhaltstypus anderen Sachverhaltstypen zu – erinnern wir uns an das Beispiel vom Fels in der Brandung! – und gewinnt so ein Instrumentarium, das prinzipiell Unsinnliche, ja sogar das prinzipiell Ungegenständliche durch eine *Verhältnisbestimmung* beschreibbar zu machen. Mit anderen Worten: Wir stellen uns eine Welt als Zusammenhang aller Seienden, die aufeinander einwirken, vor, weil wir Bedeutungen aus ihrer Situationsgebundenheit lösen und zu ideellen Entitäten machen, die wiederum als Bedeutungen in andere Situationen eingesetzt werden können. Darauf zielt Josef König, wenn er schreibt, „daß das metaphorische Sprechen nicht nur etwas ist das zu dem nichtmetaphorischen Sprechen hinzukommt, sondern daß die Einheit und damit das Wesen der Sprache dadurch mit bedingt ist, daß es auch ein metaphorisches Sprechen gibt." Und König verweist dann auf „die tiefe Verwandlung, die die Sprache *als ganze* dadurch erleidet, daß ihr jenseits ihres Anfangsbereichs des sinnlichen Seins *zuwächst*, in einem anderen und wesentlich zweiten Bereich *Organ eines Gewahrens* zu werden. [...] Die Sprache selbst vielmehr und als ganze wird durch diese Leistung *verwandelt* und *zu sich* verwandelt."[30] Damit hängt auch zusammen, daß wir in der Sprache vom praktischen Gegenstandsverhältnis zum theoretischen übergehen.[31] Der ursprüngliche Mitteilungscharakter der Sprache, der auch schon tierischen Verständigungslauten und Ausdrucksphänomenen zukommt, erhält damit eine neue Dimension. Über die

präsentische situative Bedeutung hinaus entsteht ein lexikalisches Repertoire und grammatisches Regelsystem von Bedeutungsträgern; ein Reich idealer Entitäten bildet sich heraus, das aber stets auf einer ersten untersten Schicht der in sinnlicher Wahrnehmung aufzuweisenden Bedeutungen aufruht, auf jener Schicht also, die ein primäres Weltverständnis repräsentiert, in dem die Glieder einer Sprachgemeinschaft dergestalt übereinstimmen, daß sie die in der Metapher vorausgesetzte Ähnlichkeit eines gemeinten Unsinnlichen mit einem vertrauten Sinnlichen erkennen können. Das gilt in besonderem Masse für die notwendigen Metaphern, die nur dann ihren Gegenstand (als allgemeinen) konstituieren, wenn er als solcher von der Sprachgemeinschaft anerkannt wird. An den notwendigen Metaphern erweist sich die Leistung der Sprache, eine Welt darzustellen, in der Ideelles aus der sinnlich erfahrbaren materiellen Wirklichkeit entspringt und in der materielles und ideelles Sein eine durch das Subjekt vermittelte Einheit bilden. Die Sprache ist *ontologisch* der Ort der Welt-Konstitution, wenn ihr auch *ontisch* die Welt der materiellen Seienden und ihrer materiellen Verhältnisse vorhergeht.

Die Konzentration auf die „notwendigen" Metaphern, die zunächst nichts anderes als eine zeitökonomische Begrenzung des Themas zu sein scheint, macht uns, wie schon das Beispiel von der Sinn-Tiefe zeigte, auf ein darin liegendes Begründungsverhältnis aufmerksam. Die poetische Rede von der Tiefe der Liebe oder von der Brunnentiefe des Mythos setzt die vorgängige Entdeckung dieser gleichsam räumlichen Dimension des Geistigen voraus; und dasselbe gilt für die Verwendung von Vergleichen und Gleichnissen, die überhaupt nur dann sinnvoll eingeführt werden können, wenn die prinzipielle Möglichkeit des Verstehens eines von einem Gegenstandsbereich auf einen anderen und gar von einem sinnlichen auf einen unsinnlichen übertragenen Bildes außer Frage steht. Anders gesagt: Wo Sprache über das hinausgeht, was durch bloßen Hinweis gezeigt werden kann (Δεῖξις) – also über das Benennen des einzelnen dinglich Gegebenen hinaus –, da überträgt sie schon die sinnliche Wahrnehmung auf etwas von ihr Verschiedenes. Dieser Löwe hier, auf den ich zeige, *(hic leo)*, wird im Benennen zum Bild für ein so beschaffenes Tier, für ein Lebewesen dieser Art *(talis leo)*, das nun nicht mehr genau wieder dieser gerade erblickte Löwe sein muß, um als ein Löwe angesprochen werden zu dürfen. Die οὐσία (das Wesen) ist vom τόδε τι (vom sinnlichen Dieses-da)

abgehoben. Und darum kann ich mit anderen Menschen über etwas nicht Gegenwärtiges sprechen, kann also überhaupt mit ihnen sprechen. Andererseits kann ich diesen Löwen hier nur als Löwen ansprechen, wenn ich zuvor das Bild eines einzelnen Löwen auf das Gattungswesen, das im Begriff ausgesagt ist, übertragen habe.[32] Die Sprache ist selbst wesenhaft metaphorisch, sonst würde sie nur aus Eigennamen bestehen.

## II.

Ich verfolge nun aber auch diesen Gedanken, der die Metaphorik mit dem Problem der Konstitution von Universalien verknüpft, zunächst nicht weiter, sondern beschränke mich fürs erste darauf, die Rolle der Bildübertragung bei der Bewußtwerdung der Wirklichkeit von Unsinnlichem näher zu bestimmen. Denn dies ist genau die Leistung der Metapher, in der sie sich als notwendig erweist und der kontingenten Verwendung von Sprachbildern konstitutiv vorausgeht.

Worin und in bezug worauf die Menschen zunächst und ursprünglich verbunden sind, ihr ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον (die eine und gemeinsame Welt – Heraklit B 89), wird in der Kommunikation über die Verrichtungen und das Verhalten im alltäglichen Leben abgebildet: durch Gesten, Laute und Zeichen, durch Mimus und Körperhaltung[33], die eine Bedeutung schon haben, bevor sie durch ein Wort repräsentiert werden. Das unmittelbar Gemeinsame ist das in einer Situation sinnlich Aufweisbare. Was wir vorzeigen können, worauf wir hindeuten können, braucht für den anderen nicht besonders hervorgerufen zu werden. Im einfachen Modus des Signals ist die Lautsprache ein Mittel, die Aufmerksamkeit der Wahrnehmung zu erregen und kommt schon lange im vormenschlichen Bereich vor. Auch die Konstanz der Bedeutung von Signalen, also ein reell Allgemeines in den singulären Zeichengebungen, finden wir schon im Tierreich.[34] Was in der Wortsprache neu hinzukommt, ist das Festhalten der Bedeutung eines Zeichens, auch wenn seine Verweisung nicht sinnlich-gegenständlich erfüllt ist. Damit lösen sich die Bedeutungen von der präsentischen Situation[35] und werden rekombinierbar. Sie konstituieren sich als Wesenheiten, die unabhängig von dem gerade-jetzt-Existieren des gemeinten Sachverhalts gedacht werden können, also die sinnliche Wirklichkeit in eine geistige Repräsentanz transponieren. Natürlich vollzieht sich

die Transposition zuerst von dem in sinnlichem Aufweis Benannten aus; sonst gäbe es ja keine mögliche Verifikation der Übereinstimmung in dem mit dem Wort Gemeinten. Die Δεῖξις ist die originäre Form der Bestätigung der Gemeinsamkeit in gegenständlichen Beziehungen.

Mit der Abtrennung der Wortbedeutung von der sinnlichen Gegebenheit ihres Gegenstandes vollzieht sich zugleich die logische Trennung von Inhalt und Gegenstand eines Wortes bzw. einer Aussage. Der Inhalt ist die Bedeutung, die sich beim Sprechen und Denken in meinem Bewußtsein – im *cogito* des Descartes – mit dem Sprachzeichen verbindet; der Gegenstand ist die außer mir seiende Sache, die im Sprachzeichen gemeint ist – sei es ein Ding, sei es ein anderer Bewußtseinsinhalt, sei es ein Sachverhalt.[36] Alle Bewußtseinsphilosophie geht von dieser Differenz aus und muß für das Verhältnis von Gegenstand und Inhalt des Bewußtseinsakts ein erkenntnistheoretisches Modell liefern.

Nun läßt sich zwar am Übergang von der sinnlichen Gewißheit eines singulären τόδε τι zum nicht-sinnlichen Bewußtsein von einem allgemeinen εἶδος der Umschlag einsichtig machen, in dem aus der Anschauung bzw. einem praktischen Gegenstandsverhältnis das Denken in Begriffen bzw. ein theoretisches Gegenstandsverhältnis entspringt.[37] Aber dieser Umschlag vollzieht sich nur – und wird demgemäß nur explizierbar – *in* der gegenständlichen Tätigkeit oder *in* der Anschauung. Wir erfassen so die Konstitution nicht-sinnlicher (abstrakt-allgemeiner) Bewußtseinsinhalte, nicht aber die Seinsart von oder den Zugang zu unsinnlichen Gegenständen. Gerade diese sind es aber, in bezug auf die „Welt" in situationsübergreifenden oder situationsenthobenen Einstellungen erfahren wird. Daß z.B. die Seefahrt nicht nur bestimmte Gefahrensituationen wie Sturm, Felsriffe, Schiffbruch mit sich bringt sondern mit einer unbestimmten und nicht lokalisierbaren Gefährlichkeit verbunden ist, war eine frühe Erfahrung der Menschen. Daß im Zusammenleben und in der Kooperation eine ethische Bindung entsteht, die mit dem Begriff „Treue" bezeichnet wird, wurde gefühlt, ehe der Begriff geprägt wurde. Objektive Verhältnisse und Komplexgebilde, z.B. so einfache wie ein Vertrag oder so komplizierte wie die Rechtsordnung oder das Staatswesen, und subjektive Befindlichkeiten entziehen sich dem anschaulichen Aufweis; doch stellen sie nichtsdestoweniger eine Wirklichkeit dar.

Eben diese Wirklichkeit ist es nun, die für die Mitteilung im zwischen-

menschlichen Verkehr mit Hilfe des Gemeinbestandes lexikalisch schon fixierter Sinnesgegenstände zugänglich gemacht werden muß. Das heißt: Der gesamte Bereich der nicht durch die Sinne (in der Anschauung) gegebenen Wirklichkeit[38] – Relationen, Relationsgebilde, Gemütszustände, Kräfte usw. – konnte nur durch Übertragung von Wörtern, deren Bedeutungsgehalt in sinnlichem Aufweis gegenständlich zu erfüllen war, „zum Sprechen gebracht werden". Um verständlich zu sein, mußte jedoch die sinnliche Gegenstandsbedeutung in irgendeiner intersubjektiv nachvollziehbaren Weise auf das gemeinte Unsinnliche projiziert werden können. Die allmähliche Herausbildung des Wortschatzes für die Emotionalität und Subjektivität des Menschen liefert dafür gute Beispiele. Sprachgeschichtlich zeigt sich auch, daß ganze Bereiche, die heute selbstverständliche Gegenstände unserer Reflexion sind, „entdeckt" werden mußten. Die Poesie ist ein hauptsächliches Medium dieser Entdeckungen.

In der Poesie (wie überhaupt in der Kunst[39]) wird die Subjekt-Vermittelteit einer Welt von Bedeutungen unmittelbar einsichtig und reflektiert. Der im hinweisenden „Da" aufgezeigte nackte Gegenstand ist vorhanden; die Wahrnehmung seines Vorhandenseins muß nicht die Auffassung einer Bedeutung einschließen. Im unaufmerksamen oder interesselosen Hinsehen kann er einfach als Anschauungsinhalt erscheinen. Meist allerdings entspringt der Hinweis schon einem Bedeutungszusammenhang, in den der Sprecher den Angesprochenen einbeziehen will. Rufe ich meinem Nachbarn zu: „Feuer!" – so will ich ihn zu einem bestimmten Verhalten angesichts eines entstehenden oder fortschreitenden Brandes auffordern.[40] Brennt mein Haus, so ist die Bedeutung des Sachverhalts für meinen Nachbarn nicht genau die gleiche wie für mich; das Wort besagt dasselbe, aber seine Bedeutung ist verschieden gefärbt. Metaphern, die einen Aspekt der Sache zur Sprache bringen, sind die Folge der subjektiven Wahrnehmung des Sprechers; er sieht etwas auf eine bestimmte Weise. Der Hörer, der die Metapher „versteht" – und das heißt: „deutet" – nimmt eine im Bild liegende Bedeutungstendenz auf. aber möglicherweise anders als der Sprecher. Metaphern lassen Bedeutungsvarianten zu – die Geschichte der Interpretation von Dichtungen liefert dafür mannigfache Beispiele.

So entspringt der metaphorischen Erschließung von Sachbedeutungen – in letzter Instanz: von Weltbedeutung – eine Aporie: Der größere Bedeutungsreichtum des metaphorischen Sprechens verbindet sich mit der

Unsicherheit, ob die Deutung das Gemeinte trifft; die Kommunikation kann gestört sein. (Jeder hat wohl schon mit „dunklen" Texten zu tun gehabt, die er nicht zu deuten wußte). Die Hermeneutik hat daraus ihr Geschäft gemacht. Für Poesie, deren Aussagekraft in der Evokation eines variablen Bedeutungshofs und in der Stimulationen von Bedeutungsiterationen liegen kann, ist diese Aporie nicht problematisch. Wie aber verhält es sich mit jenen Bereichen der Philosophie, die unvermeidlich mit konstitutiven, das heißt notwendigen Metaphern erhellt werden müssen, weil sie prinzipiell keine Felder der Erfahrung sind? Ist das Sprechen über sie eine Art Dichtung, oder gibt es für sie eine Form wissenschaftlicher Genauigkeit? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, ob wir Kriterien für die Exaktheit von Metaphern ausmachen können, die es erlauben, Metaphern als Termini zu gebrauchen.

Im *Hirt des Hermas* (einem zu seiner Zeit weit verbreiteten und einflußreichen frühchristlichen Text, der spätestens im ersten Drittel des 2. Jahrhunderts entstanden ist) finden sich zehn Gleichnisse (παραβολαὶ; similitudines), von denen das erste semantisch deutlich von den übrigen unterschieden ist. Während in allen anderen Gleichnissen der nicht-bildliche Sinn der Fabeln bzw. der Bilder erklärt wird[41], beschränkt sich sim. I auf die Evokation eines Bildes, nämlich der Stadt (πόλις), die die der Christen ist im Gegensatz zur irdischen Stadt, in der die Christen Fremdlinge sind.[42] Die Gesetze der irdischen Stadt sind so beschaffen, daß der Christ sie nicht befolgen kann; ihm droht die Vertreibung[43], die er bereitwillig auf sich nehmen muß, um in seiner Stadt glücklich zu leben, indem er die Regeln christlicher Lebensführung befolgt.[44]

Die Stadt der Christen, das himmlische Jerusalem, ist kein Ort, der durch das Bild einer Stadt äquivalent zu bezeichnen wäre. Von der irdischen Stadt wird gesprochen in bezug auf Häuser, Acker, Besitz – von der Stadt der Christen heißt es nur, daß sie das Christengesetz ist.[45] Das himmlische Jerusalem ist nur metaphorisch eine Stadt und im eigentlichen Sinne ein Gnadenzustand, der im rechten Tun des Gläubigen sich verwirklicht, ein Ort überall und kein Ort nirgends, in dir und nicht um dich. So kehrt sich auch das Verhältnis um: die irdische Stadt konstituiert ihre Gesetze, die Gesetze der Christen dagegen konstituieren die himmlische Stadt; πόλις : νόμοι = νόμος : πόλις.

Das Beispiel macht etwas deutlich: Die Metapher gibt nicht einfach ein

Abbild eines Sachverhalts, übersetzt nicht einfach ein sinnlich nicht Aufweisbares in eine sinnenfällige Gestalt sondern nimmt eine Transformation am Anschauungsgehalt vor. Bildet der Transformationsprozeß eine wohl definierbare logische Struktur (und nicht nur eine assoziative Verknüpfung), so spreche ich von einer *exakten* Metapher – und das bedeutet. daß sie strukturell genau expliziert und als Terminus gebraucht werden kann (was natürlich bei mangelnder begrifflicher Reflexion eine unscharfe Verwendung nicht ausschließt).

In Dichtung und Rhetorik gibt es exakte Metaphern so gut wie solche, die aus dem unerschöpflichen Schatz unbestimmter Ähnlichkeiten stammen.[46] Die Unterscheidung von exakten und – sagen wir – spielerischen Metaphern soll keine Bewertungshierarchie implizieren, sondern hat ausschließlich methodischen Charakter.

Die Exaktheit der Metapher spielt im poetischen Gebrauch eine untergeordnete Rolle. Ihre ebenso erkenntnistheoretische wie ästhetische Qualität erweist sich darin, daß sie einen Aspekt der Wirklichkeit vor Augen stellt oder verdeutlicht oder ausschmückt. Wenn die vom Sprecher gebrauchte Metapher vom Hörer so verstanden wird, daß sie diese ihre Funktion erfüllt, dann ist sie „treffend", denn sie trifft ihr Ziel. Nur bei Seinsverhältnissen, deren Struktur überhaupt erst durch die Metapher konstruiert wird[47], ist es sinnvoll zu fragen, ob und in welcher Hinsicht die Metapher diese Struktur exakt angibt. Da aber die Exaktheit nicht durch Vergleich mit dem Objekt, auf das ein Bild übertragen wird, festgestellt werden kann, weil dieses Original-Objekt sich der möglichen Erfahrung entzieht, muß das Verhältnis der Erfahrung zu dem transempirischen Gegenstand durch den metaphorischen Ausdruck so modelliert sein, daß ihm apriorische Evidenz zukommt; das heißt die Metapher muß die Form der apriorischen Bedingungen jeder möglichen Erfahrung angeben. Wenn sie dies so tut, daß ein in sich stimmiges Modell von Seins- und Erkenntnisrelationen entsteht, darf sie als exakt gelten; sie ist dann, um einen Ausdruck von Leibniz zu verwenden, „mit metaphysischer Strenge" *(à la rigueur métaphysique)* gebraucht.

(Dabei ist der Charakter des Metaphorischen zu beachten. Metaphern sind keine vollumfänglichen Abbildungen eines Sachverhalts in einem anderen Medium. Sie sind auch nicht das, was Leibniz mit dem Terminus „ausdrücken" bezeichnete.[48] Übereinstimmend in den Definitionen der

Metapher wird das Metaphorische in der Ähnlichkeit des Bildes mit dem Repräsentierten gesehen. *Ähnlichkeit* ist teilweise Gleichheit bzw. Äquivalenz. Für die Exaktheit einer Metapher ist daher nur zu fordern, daß das Bild die konstitutiven Strukturen des in der bildlichen Vorstellung Gemeinten aufzeige; aufzeigen heißt: an einer sinnlich nachvollziehbaren Relation darstellen).

Die *Konstruktion* eines Sachverhalts durch eine notwendige Metapher im Modus der Exaktheit behauptet, die *Rekonstruktion* eines Objektiven zu sein, das nur in der Metapher als das erscheint, was es ist. Diese Prätention kann nur eingelöst werden, wenn die Metapher an sich selbst das Erscheinen eines Objektiven ist, also Schein und Sein, Repräsentation und Präsentation in ihr zusammenfallen. Ich vermute, daß es nur eine kleine Zahl von Metaphern gibt, die dieser Anforderung genügen, und daß sich die erstaunliche Simultaneität bestimmter Metaphern in verschiedenen Kulturen und Philosophien von daher erklären läßt; jedenfalls sind die Parallelen oft genug keine Übernahme von Denkmotiven, also Folge von Einflüssen, sondern offenbar unabhängig voneinander entstanden.

Selbstverständlich wird sich die Frage nach der Exaktheit einer Metapher nur beantworten lassen, wenn die Metapher im Hinblick auf das, was sie besagen soll, analysiert wird. Was sie besagen soll, muß strikt aus ihrem eigenen Aufbau, aus der logischen und ontischen Struktur der Sache, die als Bild dient, abgeleitet werden; es geht nicht darum, was wir in ein Bild hineininterpretieren können.[49] Wie die in unseren Ausführungen stipulierte Notwendigkeit des Gebrauchs von Metaphern für metaphysische Gegenstände als exakt zu erweisen ist, muß an solchen Metaphern dargetan werden. Es wird sich dabei zeigen, daß es ein Moment der Exaktheit dieser Metaphern ist, die Verstandesansicht der „vormaligen Metaphysik", deren Begrifflichkeit die Metapher nur als illustrative aufnehmen konnte, in einen dialektischen Vernunftprozeß zu überführen, der sich aus dem konstitutiven Charakter der Metaphorik entwickelt.

Drei Metaphern, die in der Philosophie verschiedener Hochkulturen gleichermaßen zu Topoi des metaphysisch-dialektischen Denken geworden sind: Spiegel, Licht und Weg[50], können als Paradigmen angesehen werden, wie gegenständlich-sinnliche Verhältnisse an sich selbst Strukturanalogien zu abstrakt-logischen Relationen darstellen ( d. h. im wörtlichen Sinn: vor uns hinstellen!) und so diese Relationen erscheinen lassen.

Daß es gegenständlich-sinnliche Verhältnisse sind, führt zugleich vor Augen, daß diese logischen Strukturen eine *ontologische Interpretation* besitzen, daß also Seinsform und Denkform einander entsprechen. An solchen Metaphern läßt sich zeigen, was es besagt daß notwendige Metaphern, deren gegenständlicher Sinn inkommensurabel ist, das Gemeinte nichtsdestoweniger *exakt* ausdrücken.

## III.

Das erste Wörterbuch der Philosophie in deutscher Sprache, Johann Georg Walchs *Philosophisches Lexicon* von 1726[51], behandelt in mehreren Lemmata das Licht im „eigentlichen und verblümten Verstand" als physikalisches Phänomen und in Ausdrücken wie „Licht der Natur", „Licht der Seele", „Licht der Vernunft". Den metaphorischen Gebrauch erläutert er als „den Grund in der Natur, woraus die Vernunfft etwas erkennet, dass gleichwie sonst das Licht in der Welt pflegt genennet zu werden, was die umstehende Cörper sichtbahr macht, dass wir sie sehen können; also verhält sich die Natur gegen den Verstand wie ein Licht, dass er dadurch die Wahrheit erkennen kan so fern sich demselbigen die natürlichen Dinge in ihrer Beschaffenheit, Ordnung und Endzweck präsentiren. Wie sich das Auge gegen das eigentliche Licht verhält; also verhält sich auch der Verstand gegen dieses Licht der Natur, dass auf solche Weise das, so den Verstand erleuchtet, etwas anders und von dem Verstand selbst unterschieden ist."[52] Die eigentliche Seinsweise des Lichts, Körper sichtbar zu machen, wird nicht weiter in ihrer formalen Beschaffenheit untersucht, sondern (wie auch im maßgebenden lateinischen Wörterbuch des Goclenius[53]) in der scholastischen Definition vorausgesetzt.[54] Interessant ist aber, daß Walch es für angebracht hält, die Unterschiedenheit des Gegenstands, der dem Verstand erscheint, und des Verstandes selbst, der erleuchtet wird, ausdrücklich zu betonen. In der Analogie werden Auge wie Verstand *beide* als *rezeptiv* gefaßt – das Licht fällt in sie ein und zeigt ihnen die Sache bzw. die Wahrheit, so wie es entsprechend dem physikalischen Vorgang zu beschreiben ist; die im metaphorischen Gebrauch auch mögliche Umkehrung, dergemäß das Augenlicht den Gegenstand erblickt oder „ins Auge faßt", wird nicht angesprochen, dem Subjekt keine Produktivität gegenüber dem Objekt im Erkenntnisprozeß zuerkannt. Ein rea-

listisches Erkenntnismodell, das wohl auf den Einfluß John Lockes zurückgeht, wird vorausgesetzt; anders als noch ein Jahrhundert früher, als Alsted den menschlichen Intellekt mit dem Lichte gleichsetzte, das die Dinge erleuchtet und unterscheidet.[55]

Das Verhältnis des Lichts zum Dunklen, durch das erst der Vorgang des Sichtbarmachens exakt beschrieben und zum exakt metaphorischen Gebrauch tauglich gemacht werden könnte, blieb in den frühaufklärerischen Begriffsbestimmungen allerdings unbeachtet. Goclenius weist zwar darauf hin, daß die Erde, das heißt die opake Materie, „nicht geschaffen ist, in sich Licht aufzunehmen, sondern es nur an der Oberfläche empfängt"[56]; und dies ist ihm nur der dritte und unvollkommenste Grad des Leuchtens, das Beleuchtetsein in der Brechung durch das Medium; er zieht aber daraus keine Konsequenzen für den metaphorischen Gebrauch. Die Bestimmung des Verhältnisses des Lichts zum Dunklen, und nun ausdrücklich im Hinblick auf eine exakte Übereinstimmung von Metapher und physikalischem Phänomen, nimmt erst Spinoza vor: „Wie das Licht sich selbst und die Finsternis manifestiert, so ist die Wahrheit das Richtmaß ihrer selbst und des Falschen."

Der Satz des Spinoza ist ein *Vergleich*. So – wie *(sicut – sic)* verbinden zwei selbständige Sätze, die miteinander verglichen werden. Im Vergleich wird behauptet, daß die Satzglieder in beiden Sätzen jeweils im gleichen Verhältnis zueinander stehen: Licht verhält sich zur Finsternis wie Wahrheit zum Falschen: *lux: tenebrae = veritas : falsum.* Der Vergleich demonstriert, daß die Metapher „Licht der Vernunft" oder „Licht der Erkenntnis" nicht nur illustrativ ist, sondern exakt gebraucht werden kann. Aber der Vergleich setzt nicht einfach beide Sätze in funktionale Entsprechung. Die Prädikate sind verschieden: *manifestare* (manifestieren – ein Ausdruck, den Hegel noch schätzt –, oder offen legen) und *norma esse* (Richtmaß sein). Damit die Entsprechung zwischen den Bereichen der sinnlichen Sichtbarkeit und der unsinnlichen abstrakten Erkennbarkeit eine Verdeutlichung des Unsinnlichen durch das Sinnliche sein kann, muß eine Verschiedenheit zwischen beiden bestehen und die Verschiebung des Verhältnisses von einem Bereich in den anderen vorgenommen werden, die die logische Eigenart des zweiten Verhältnisses aus der Evidenz des ersten einsehbar macht. *Norma esse* muß sich als ein Verhältnis erweisen, das in seiner Struktur durch *manifestare* erklärt werden kann.

Spinoza sagt in immer neuen Wendungen, daß es kein anderes Kriterium der Falschheit des Falschen als die Wahrheit des Wahren gibt. Eine wahre und eine falsche Aussage, eine wahre und eine falsche Vorstellung oder Idee stehen nicht nebeneinander als zwei gleichartige und gleichrangige Bewußtseinsinhalte, zwischen denen zu entscheiden ist, welchem von ihnen wir unsere Zustimmung geben; sondern sie beziehen sich aufeinander dergestalt daß die eine Idee durch ihr Sein die andere ausschließt. Eine ganz und gar falsche Idee dagegen wäre überhaupt keine Idee, es gibt nur adäquate und inadäquate Ideen.[58] Die Falschheit die der Inadäquatheit einer Idee entspringt, ist also eine Modifikation der Wahrheit und mißt sich an dem Verhältnis von Adäquatheit der Idee (als ganz wahrer) zur Inadäquat-heit dieser Idee in irgendjemandes Geist *(in alicujus mente)*; Falschheit ist ein privativer Modus der Wahrheit und das Falsche ist ein unvollständig Wahres. Reine Wahrheit ist aber nur ganz und gar wahr, sonst ist sie keine Wahrheit. Falschheit ist also wohl eine Art Wahrheit und doch als solche ihr Gegenteil; Wahrheit aber ist die Gattung, die sich selbst und die Falschheit als ihre zwei (und nur zwei) Arten enthält[59], sie ist also als Gattung übergreifend über sich selbst und ihr Gegenteil – welches Verhältnis die logische Grundfigur der Dialektik ist.[60]

Daß etwas Gattung seiner selbst und seines Gegenteils sei, sagt sich leichthin; aber wie ist es zu begreifen? Hegel führt diese Figur bereits in abstrakter Reinheit ein, er weiß jedenfalls eine zweieinhalb Jahrtausende lange Geschichte des dialektischen Denkens hinter sich. In dieser Geschichte ist die Figur des „übergreifenden Allgemeinen" an ausschlaggebenden Stellen der Begriffsbildung durch die Metapher des Lichts evoziert worden; und eben auf diese Geschichte der Begriffsbildung spielt Spinoza an. Was wird bei genauem Aufmerken auf das Wesen des Lichts und der Sichtbarkeit erkannt?

Dreierlei ist zu unterscheiden: Leuchtendes (die Lichtquelle), Licht und Beleuchtetes (der Körper). Die Lichtquelle und der beleuchtete Körper sind gegenständlich sichtbar gegeben – z.B. eine Kerze, eine Glühbirne, ein brennendes Holzscheit und das Buch im Schein der Kerze, die Möbel im erleuchteten Zimmer, das Antlitz des Menschen vor dem Kamin. Die sichtbare Dinglichkeit der Lichtquelle ist unabhängig von ihrem Eigenlicht, dieses kommt zu ihrer Seiendheit hinzu – Kerze, Glühbirne. Holzscheit bleiben vorhanden als Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung,

auch wenn sie nicht leuchten. Allerdings gibt es eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Leuchtendem und Beleuchtetem: Indem das Leuchtende leuchtet, beleuchtet es sich selbst und macht sich sichtbar; und in dieser Besonderheit ist das Leuchten der Lichtquelle bzw. das sich selbst beleuchtende Licht eine theologische Metapher *par excellence*.[61] Dagegen ist der nicht selbst leuchtende, nur beleuchtete Körper prinzipiell nicht sichtbar, solange er nicht beleuchtet ist. An ihm ist nichts, was sich dem Sehenden zeigt; er ist nicht nur in der Finsternis, sondern er ist an sich selbst Finsternis.[62]

Nun aber das Licht! Wir gewahren verblüfft, daß auch das Licht an sich selber nicht sichtbar ist. Es ist das rein Diaphane, und gäbe es nur das Licht (und nicht auch die finsteren Körper, die beleuchtet werden), so würden wir *nichts* sehen, also auch das Licht selbst nicht. Erst das Auftreffen des Lichts auf den Körper macht diesen, der das Licht zurückwirft, sichtbar und damit auch das Licht sichtbar.[63] Zunächst fällt dem Beobachter auf, daß das Sichtbare nur „im Lichte" sichtbar ist. Sehen bedarf der Lichtquelle, von der Lichtstrahlen ausgehen, die am undurchlässigen Körper gehemmt und zurückgeworfen werden. Nicolaus Cusanus hat das schön formuliert: „In Schatten und Dunkelheit hat das Sichtbare nicht die geeignete Beschaffenheit, gesehen zu werden. [...] Daher ist es nötig, daß es erleuchtet werde; denn es ist die Natur des Lichtes, dass es von sich aus in das Auge eindringt. [...] Die Farbe aber ist im Licht nicht wie in einem anderen, sondern in ihrem eigenen Prinzip, denn die Farbe ist nichts anderes als die Begrenzung des Lichts im Durchsichtigen."[64] Dann aber bemerkt der Beobachter, daß er Licht immer nur am Beleuchteten, durch Vermittlung des finsteren Gegenstandes wahrnimmt und stellt fest: „Das (reine) Licht (an sich) ist dem Auge unbekannt."[65]

Nur im Lichte ist der dunkle Körper sichtbar; er wird, mit den Worten des Thomas von Aquino, „aktuell leuchtend" gemacht. Dabei ist das Licht, das auf den Körper fällt, das Aktive.[66] Indem es sichtbar macht, wird es als das Sichtbarmachende selbst sichtbar. Der sichtbare Körper aber bewirkt passiv die Sichtbarkeit des Lichtes vermittels des Finsteren. In Hegelsche Diktion übersetzt: Im Elemente des Lichts wird das Dunkle leuchtend und beide werden sichtbar; Sichtbarkeit setzt ein Reflexionsverhältnis voraus. Das Dunkle ist nur insoweit sichtbar, als es, das Licht reflektierend, selbst passiv leuchtet. Das Licht läßt leuchten, es *er*-leuchtet.

Darauf hebt der Satz Spinozas ab: Das Licht manifestiert sich selbst und das Dunkle. Es ist die Gattung seiner selbst als das (aktiv) Leuchten und des Dunklen, das beleuchtet nun auch (aber passiv) leuchtet.[67] Das Licht ist anschaulich ein dialektisches Verhältnis. Die Struktur dieses Verhältnisses (die uns bei der Analyse des Sehens im Lichte und durch das Licht deutlich wird) entspreche nun, so behauptet Spinoza, genau der Struktur des Verhältnisses von Wahrheit und Falschheit; und wie wir dieses Verhältnis aufzufassen haben, *zeige sich* am Verhältnis von Licht und Finsternis.

Spinoza kann dabei die lange Geschichte der Lichtmetapher voraussetzen[68], in der das Sehen als Paradigma des Erkennens und das Licht als Medium oder als Organ oder als Zustand der Erkenntnis gebraucht wurden. Seine Verwendung der Metapher ist also nicht weiter bemerkenswert; wohl aber die methodische Zurichtung, durch eine Verhältnis-Analogie einen dialektischen Sachverhalt begreiflich zu machen. Daß Wahrheit das Falsche „übergreife" oder daß Wahrheit die Gattung auch des Falschen (als einer, obschon gegenteiligen, Art Wahrheit) sei, ist nicht unmittelbar einsehbar. Ja, eine solche Konstruktion wäre aussagenlogisch unzulässig. Die Metapher zeigt nicht nur eine logische Beziehung an, die zur Logik des aristotelischen *Organon* (vielleicht aber nicht zur Logik der aristotelischen *Physik und Metaphysik*) quersteht, sondern sie impliziert auch einen *Wahrheitsbegriff*, der nicht an der Aussage, sondern am Selbstsein und Erscheinen der Sache orientiert ist. Was ins Licht tritt, zeigt sich einem Sehenden. Indem es sich zeigt, kann es sich teilweise oder ganz, in dieser oder jener Färbung, adäquat oder verzerrt zeigen (von den subjektiven Täuschungen des Sehenden ganz abgesehen); immer aber zeigt es sich als etwas, dem ein eigenes so-beschaffenes Sein zugrunde liegt. Auch das, was wir verzerrt oder falsch auffassen, hat eine wirkliche Entsprechung im Gegenstand und ist Moment unseres wirkliches Verhältnisses zum Gegenstand. Die Falschheit gründet im wahren wirklichen Sein des Gegenstandes und in der Wahrheit unserer Beziehung zum Gegenstand (was nicht dasselbe ist wie eine Beziehung der Wahrheit zum Gegenstand, d.h. eine Beziehung gegenständlicher Wahrheit!).[69]

Damit etwas, das sich uns falsch zeigt oder von uns falsch aufgefaßt wird, doch eine Art des Wahren sein kann, muß es im Zusammenhang der Welt stehen, auf die wir uns gegenständlich beziehen, zu der wir uns ver-

halten. Die Wahrheit des Falschen erweist sich, wenn das Falsche als ein perspektivisch erscheinendes Moment des Ganzen begriffen wird.[70] Die Dialektik des Wahrheitsbegriffs tritt erst als eine Funktion der Kategorie Totalität hervor. Damit kommen wir wieder auf die eingangs zitierte Definition von Walch. Licht ist „der Grund in der Natur, woraus die Vernunft etwas erkennet" – Natur aber ist das Totum, in dem jedes Einzelne, jeder Erkenntnisgegenstand existiert; von ihr her und durch sie erkennen wir die Dinge, so wie das Licht ..die umstehenden Cörper sichtbar macht". Jedes Einzelne ist an sich dunkel und stumm; in einem universellen Relationensystem erscheint jedoch jedes für alle anderen und spricht zu ihnen. Die gegenständlichen Verhältnisse sind es. die das Licht ausmachen, und kein Seiendes ist (für alle anderen) mehr, als es in diesen Verhältnissen gegenständlich zeigt und wirkt. Das klingt schon bei Nicolaus Cusanus an: „Das Licht bringt die Gestalten so in das Sehen, dass die sinnliche Form der Welt zu Verstand und Vernunft emporsteigt. [...] So ging auch die Welt selbst in das Sein hervor, so daß diese körperliche Welt durch Teilhabe am Licht das ist, was sie ist."[71] So wird „der Verstand erleuchtet" (Walch) dank der Tatsache, daß die Seienden in der Natur = Welt im ganzen sich aufeinander wirkend zueinander verhalten. Erkenntnis entsteht, wenn der Wirkungszusammenhang der Welt, der jedes Einzelne bedingt, von den Einzelnen auf den Verstand zurückgeworfen wird (wie das Licht vom Körper auf das Auge). Spinoza faßt dieses *Totum* in der Gleichung *substantia sive Deus sive natura*. Leibniz wird es als das System der Monaden konstruieren, deren jede von ihrem Ort aus ein Spiegel der ganzen Welt ist – welches Konstruktionsmodell sich einer anderen ursprünglichen Metapher bedient.[72]

## Anmerkungen

1 Vgl. Hans Heinz Holz. Das Wesen metaphorischen Sprechens, in R.O. Gropp (Hrsg.). Festschrift Ernst Bloch zum 70. Geburtstag, Berlin 1955, S. 10ff. – Ders., Stichwort Metapher, in H. J. Sandkühler (Hrsg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Hamburg 1990, S. 378ff., Band III.

2 Aristoteles, Poetik 1457 a 31–1458 a 17; Rhetorik 1406 b 20–1407 a 18. Quintilian, Institutiones Oratonae, VIII,6. Vgl. auch die Fundstellen unter *translatio* in der Clavis Quintilianea von Eckard Zundel, Darmstadt 1989. Quintilian ist sich darüber klar, daß es „notwendige" Metaphern gibt, die wir gebrauchen müssen, „denn wir hätten ja keine

eigentliche Benennung, die wir einer solchen Verfassung geben könnten" (scil, der Charaktereigenschaft 'hart' – 'durum' oder 'rauh' – 'asperum') – non enim proprium erat quod daremus his adfectibus nomen (VIII. 6,6). In diesem Sinne sagt Quintilian „wir gebrauchen Metaphern, weil es notwendig ist" – id facimus, quia necesse est. Die *translatio* geschieht in diesem Falle *necessitate* (VIII, 6,6).

3 Vgl. Josef König, Bemerkungen zur Metapher, in Kleine Schriften, Freiburg/München 1994, S. 156ff.

4 Vgl. Walter Benjamin. Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen, Gesammelte Schriften Band II, Frankfurt am Main 1977, S. 140ff. – Dazu Hans Heinz Holz, Philosophie der zersplitterten Welt, Bonn 1992.

5 Vgl. Bruno Snell, Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 1948 (2. erw. Aufl.), S. 181ff.

6 Die anthropologische Sinnfunktion dieser Richtungsdifferenz wird erkennbar bei Immanuel Kant, Von dem ersten Grunde des Unterschieds der Gegenden im Räume, 1768. in Werke, hrsg. von W. Weischedel, Band I, Dannstadt und Wiesbaden 1960, S. 993ff.

7 Allen Workman, La terminologie sculpturale dans la philosophie présocratique, in Actes du XIème Congrès International de Philosophie, Bruxelles, Amsterdam, Louvain 1953, Band V, S. 45ff.

8 Vgl. Bruno Snell, a.a.O., S. 15ff. und 189ff. – Roland Hampe. Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit, Tübingen 1952.

9 Sappho, Lieder, griech. und deutsch von Max Treu, München und Zürich 1984 (7. Aufl.). Poetisch subtiler ist die Übersetzung von Joachim Schicke!. Sappho; Strophen und Verse, Frankfurt am Main 1978.

10 Hans Friedrich Fulda, Dialektik m Konfrontation mit Hegel, in H.F. Fulda/H.H.Holz/ D. Patzold. Perspektiven auf Hegel, Köln 1991, S. 10 pass.

11 Zur Verschiebung von *physis* zu *res* vgl. Ludwig Landgrebe, Die Aponen des Dingbegriffs und die Fremdheit der Welt, m: Actes du XIème Congrès International de Philosophie, a.a.O., Band III, S. 144ff. „In diesem Übersetzen wird aber nicht einfach dasselbe in einer anderen Sprache ausgedruckt, sondern in ihm vollzieht sich ein geschichtlicher Wandel des Welt- und Seinsverständnisses." Ebd., S. 146.

12 Siehe Hans Lipps, Die Verbindlichkeit der Sprache, Frankfurt am Main 1958, S. 66ff. „Hier sucht man nach dem 'richtigen' Wort für etwas, und 'richtig' meint dabei nicht das hierfür gebräuchliche Wort Nicht aus mangelnder Kenntnis einer Sprache entsteht hier die Verlegenheit. Nicht für den anderen soll hier etwas bezeichnet werden, – sich selbst sucht man klar zu werden über das, *wofür* man das *Wort* sucht Man sucht im Wort eine prägnante Fassung für das, was – unausgesprochen – undeutig bliebe." Ebd. – Josef König, Kieme Schriften, a.a.O., S. 173, sagt von Metaphern, die wir „notwendige" nennen, daß „sie nun aber als auch eigentliche Ausdrucke ihre Sachen ursprünglich geben und treffen."

13 Hier ist die Differenz determinierender und modifizierender Prädikate der logische Aspekt dieser Nivellierung. Denn modifizierende Prädikate können stets auch als deter-minierende gebraucht werden Vgl. Josef König, Sem und Denken, Halle 1937, S. 27ff.

14 Vgl. Sybille Kramer, Die Suspendierung des Buchstäblichen. Über die Entstehung metaphorischer Bedeutung, Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Jg. 15.2,1990, S. 61ff. „Anzeichenbedeutungen sind durch zwei Merkmale charakterisierbar: Eine *Kausalkette* muß gegeben sein, welche es erlaubt, aus ihren wahrnehmbaren Gliedern zurückzuschließen auf die nichtwahrnehmbaren Teile dieser Kette. Überdies ist eine Anzeichenbedeutung stets *singulär* Sie verweist auf Einzelsachverhalte, auf Vorkommnisse, die eine

bestimmte Stelle in Raum und Zeit einnehmen. [...] Die der Anzeichenbedeutung zugrunde liegende Kausalrelation wird also (scil.: durch den metaphorischen Gebrauch) in eine reine *Bedeutungsrelation* überführt, und der Einzelsachverhalt, auf den das Anzeichen verweist, wird generalisiert und zu etwas *Universalem* erhoben. Eigenschaften werden transformiert in Bedeutungen." Ebd., S. 65.

15 Quintilian, a.a.O., VIII. 6 und 7.

16 Vgl. Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, Band II, Darmstadt 1953. – Wilhelm Nestle, Vom Mythos zum Logos, Stuttgart 1975 (2. Aufl.). Helmuth Plessner (Hrsg.), Symphilosophin. München 1953, S. 95ff. und 237ff.

17 Sybille Krämer, a.a.O, S. 68: „Die Inkonsistenzen im Logos eines metaphorischen Satzes, die das prädikative 'ist' als ein 'nicht ist' desavouieren mußten, werden mit der Entstehung der spezifisch metaphorischen Bedeutung verwandelt in die Konsistenz einer neuen Sichtweise der Dinge, in welcher das 'nicht ist' als ein ursprüngliches 'ist' entziffert wird, welches legitimiert ist in der mythischen Synthese zwischen disparaten Gegenstanden unserer natürlichen und kulturellen Umwelt. Der vielbeschworene Übergang von Mythos zum Logos erführe dann im Sprachverfahren der lebendigen Metapher eine beständige Umkehrung." Zur welterschließenden Funktion poetischen Sprechens vgl. Beda Allemann (Hrsg.) Ars Poetica, Darmstadt 1966, mit zahlreichen Texten zur dichterischen Produktion. Klaus Müller-Richter/Arturo Larcati (Hrsg.), Der Streit um die Metapher, Darmstadt 1998.

18 Dies die Klassifikation Quintilians. Die *Rhetorica ad Herennium* nennt vier Formen der Metapher, nämlich „um zu schmücken, um zu beweisen, um offener zu sprechen oder um etwas vor Augen zu stellen" – ornandi causa aut probandi aut apertius dicendi aut ante oculos ponendi Rhetorica ad Herennium, latein/deutsch von Theodor Nüsslein, Zürich 1994, S. 292f., Buch IV, cap. 45.

19 Sybille Krämer, a.a.O., hat die Eigenart des Metaphorischen in knapper Darstellung aufs genaueste profiliert und auf die Denkform der Analogie gegründet Sie hat deutlich gemacht, daß eine Klarung und Neubewertung des analogischen Denkens ein Desiderat ist, dessen sich die Philosophie der Gegenwart nicht angenommen hat.

20 Vgl. Detlev Patzold/Arjo Vanderjagt (Hrsg.), Hegels Transformation der Metaphysik, Köln 1992, mit Beitragen u.a. von Hans Friedrich Fulda. Hans Heinz Holz, Jos Lensink, Detlev Pätzold, die sich mit dem Übergang zu einer anderen Behandlungsart metaphysischer Gegenstande befassen.

21 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Heidelberg 1830, § 11 A und § 12.

22 Vgl. dazu auch Hans Heinz Holz, De actuahteit van de metafysica, Kämpen 1991. – Ders., Natur und Gehalt spekulativer Sätze, Köln 1980.

23 G. W. F. Hegel. Enzyklopädie, a.a.O., § 6. – Vgl. dazu auch Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit, Band III, Stuttgart 1997, S. 94ff.

24 G. W. F. Hegel, Enzyklopädie, a.a.O., § 6.

25 G. W. F. Hegel, Enzyklopädie, a.a.O., § 11.

26 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Gesammelte Werke, Band 21, Wissenschaft der Logik. Die Lehre vom Sein (1832), Hamburg 1985, S 13. Lenin hat diese Stelle exzerpiert und im Sinne einer „materialistischen Lesart" Hegels gedeutet. LW 38, S. 82f. Vgl. dazu Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., Band III, S. 361ff. Daß Hegel den Katego-

rien im spekulativen Denken einen anderen Status zuweist als in der formalen Logik, werden wir später zu bedenken haben.

27 Vgl. Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., Band I, S. 396ff. – Ders. Leibniz. Eine Monographie, Leipzig 1983, Kap. 2 und 4.

28 Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, Riga 1787 (B), S. 446f. Kant nennt die metaphysischen Ideen „Weltbegriffe" „teils darum, weil unter Welt der Inbegriff aller Erscheinungen verstanden wird, [...] teils auch, weil das Wort Welt, im transzendentalen Verstande, die absolute Totalität des Inbegriffs existierender Dinge bedeutet. [...] In Betracht dessen, daß überdem diese Ideen insgesamt transzendent sind, und, ob sie zwar das Objekt, nämlich Erscheinungen, *der Art nach* nicht überschreiten, sondern es lediglich mit der Sinnenwelt (nicht mit Noumens) zu tun haben, dennoch die Synthesis bis auf einen *Grad*, der alle mögliche Erfahrung übersteigt, treiben, so kann man sie insgesamt meiner Meinung nach ganz schicklich *Weltbegriffe* nennen." Ebd., S. 447.

29 Es liegt nahe, „metaphysische Metapher" als einen Terminus zu verstehen, der in einer gewissen, noch zu klarenden Verwandtschaft zu dem steht, was Walter Benjamin „dialektisches Bild" genannt hat.

30 Josef König, Kleine Schriften, a.a.O., S. 157 und 173 – Vgl. ders Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung, Freiburg/München 1994, S. 295f.: „Hier ist natürlich zunächst und vor allem daran zu erinnern, daß diese metaphorischen Ausdrücke aus Worten bestehen, die nicht-metaphorische Ausdrücke sind. Mir scheint, man darf es für eine Evidenz ausgeben, daß das Denken in Metaphern aufruht auf oder rückbezogen ist auf das nicht-metaphorische Denken. [...] Der nicht-metaphorische Ausdruck ist ein Ausdruck, der auf sinnlich Wahrnehmbares hinweist."

31 Wiederum war es Josef König, der diesen Umschlag vom praktischen zum theoreti-schen Gegenstandsverhaltnis in der Sprache zum Angelpunkt einer spekulativen Logik gemacht hat Siehe Hans Heinz Holz, Josef König und das Problem einer spekulativen Logik, in: H. H. Holz (Hrsg.), Formbestimmtheiten von Sein und Denken, Köln 1982, S. 13ff.

32 Die Entdeckung des Wesens im Dieses-da, die im ursprünglichen Sprechakt sich vollzieht, könnte im Hinblick auf das, was Husserl „Wesensschau" genannt hat, interpretiert werden. Im griechischen Wort eidos (εἶδος) wird die Bildhaftigkeit des Allgemeinen noch deutlich.

33 Zur Körpersprache vgl. Maurice Merleau-Ponty, Phénoménologie de la Perception, Pans 1945.

34 Instinktauslöser fungieren als Medium eines solchen biologischen Real-Allgemeinen. Ihre jeweilige inhaltliche Bestimmtheit ist ein *universale in re*.

35 Daß damit auch erst ein Zeitverhaltnis bewußt werden kann, ist eine der Welt-konstituierenden Leistungen der Sprache.

36 Die ontologische Bedeutung dieses logischen Unterschieds klingt bei Josef Konig, Sem und Denken, Halle 1937, S. 92ff., an.

37 Josef König, Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze, a.a.O., hat gezeigt, daß sich dieser Umschlag logikwissenschaftlich darstellen laßt an der Differenz theoretischer und praktischer Sätze, die nicht verschiedene Sätze, sondern als Sätze verschieden sind.

38 Solche gegenständlich vermittelten unsinnlichen Vorstellungs- oder Begriffsinhalte sind z.B. die Allmend – das gemeinschaftlich genutzte Land; die Herde – das als Einheit

betrachtete Kollektiv von Tieren; das Vermögen – die Gesamtheit des Eigentums einer Person oder Gruppe (durch das sie instand gesetzt wird, etwas zu bewirken); und dergleichen mehr.

39 Vgl. dazu Hans Heinz Holz, Der ästhetische Gegenstand. Philosophische Theorie der bildenden Künste I, Bielefeld, S. 56ff.

40 Hugo Schuchardt. Sachen und Wörter, in: Anthropos 7, S. 827ff. In: Hugo-Schuchardt-Brevier, hrsg. von Leo Spitzer. Halle 1928 (2. Auflage), S. 122ff. Vgl. ebd. auch die unter den Titeln Sprachursprung und Sprache und Denken gesammelten Auszüge aus Werken Schuchardts.

41 Die Deutung des Gleichnisses wird als ἐπιλυσις (Auflösung), die Erklärung als δήλωσις (Aufzeigen) bezeichnet.

42 Sim. I,1: „Ihr wißt, daß ihr in der Fremde wohnt. Denn eure Stadt ist fern von dieser Stadt." – Οἴδατε ὅτι ἐπὶ ξένης κατοικεῖτε ὑμεῖς. ἡ γὰρ πόλις ὑμῶν μακρὰν ἐστιν ἀπο τῆς πόλεως ταύτης.

43 Sim. 1,3 „Der Herr dieser Stadt wird sagen. Ich will nicht, daß du in meiner Stadt wohnst; vielmehr verlaß diese Stadt, weil du meine Gesetze nicht befolgst." – ὁ κύριος τῆς πόλεως ταύτης. Οὐ θέλω σε κατοικεῖν εἰς τὴν πόλιν μου, ἀλλ' ἔξελθε ἐκ τῆς πόλεως ταύτης, ὅτι τοῖς νόμοις μου οὐ χρᾶσαι.

44 Sim. 1,6 „Sei bereit, wenn der Herr dieser Stadt dich als Opponenten gegen sein Gesetz hinauswerfen will, seine Stadt zu verlassen und in deine Stadt zu gehen und dem Gesetz zu befolgen, unbedrängt, frohlockend." – αυτῷ εἰ μὴ τὴν αὐτάρκειαν τὴν ἀρκετὴν σοι, καὶ ἕτοιμος γίνου, ἵνα, ὅταν θέλῃ ὁ δεσπότης τῆς πόλεως ταύτης ἐκβαλεῖν σε ἀντιταξάμενον τῷ νόμῳ αὐτοῦ, ἐξέλθῃς ἐκ τῆς πόλεως αὐτοῦ καὶ ἀπέλθῃς ἐν τῃ πόλει σου καὶ τῷ σῷ νόμῳ χρήσῃ ἀνυβριστως ἀγαλλιώμενος.

45 Der Christ soll auswandern: ἐν τῇ πολει σου καὶ τῷ σῷ νόμῳ. Text und deutsche Übersetzung des Hernias nach Martin Leutzsch in U. Körtner/M. Leutzsch, Papiasfragmente. Hirt des Hermas, Darmstadt 1998.

46 Rhetorica ad Herennium, hrsg. und übers, von Theodor Nüsslein, Zürich 1994. IV, 48: „Aber das Finden von Vergleichen ist leicht, wenn man sich alle Dinge, die belebten und leblosen, die stummen und sprachbegabten, die wilden und zahmen, die auf der Erde, am Himmel und im Meer, die durch Kunst, Zufall und Natur geschaffenen, die gewohnten und ungewohnten häufig vor Augen stellen und an diesen irgendeinen ähnlichen Sachverhalt erjagen kann, der die Angelegenheit zu schmücken, zu verdeutlichen, offenkundiger zu machen oder vor Augen zu stellen vermag. Denn nicht muß die eine Sache der anderen notwendigerweise ganz ähnlich sein, sondern nur der Punkt, der verglichen wird, muß Ähnlichkeit besitzen." – Sed inventio similium faciiis erit, si quis sibi omnes res, animentes et inanimas, mutas et loquentes, feras et mansuetas, terrestns, caelestis, mantimas, artificio, casu natura conparatas, usitatas atque inusitatas fréquenter ponere ante oculos potent et ex Ins aliquam venan similitudinem, quae aut omare aut docere aut apertiorem rein facere aut ponere ante oculos possit. Non enim res tota totae rei necesse est similis sit, sed id ipsum, quod conferetur, similitudinem habeat oportet.

47 Ich spreche von Konstruktion, weil der Gegenstand metaphysischer Erkenntnis erst in der Durchführung eines methodischen Vorgehens überhaupt als Gegenstand vor uns gestellt wird. Vgl. Hans Heinz Holz, Widerspiegelung und Konstruktion, TOPOS 7: Dialektik-Konzepte, Bonn 1996, S. 29ff.

48 Leibniz an Arnauld, 9.10.1687. G.W. Leibniz. Die philosophischen Schriften, hrsg. von

C.J. Gerhardt, Band II, Berlin 1879, S. 112: „Une chose exprime une autre (dans mon langage) lorsqu'il y a un rapport constant et réglé entre ce qui se peut dire de l'une et de l'autre. C'est ainsi qu'une projection de perspective exprime son geometral." – Deutsch von G. Krüger, Leibniz, die Hauptschriften, Stuttgart 1949 (3. Aufl.), S. 98: „Eine Sache drückt (nach meinem Sprachgebrauch) eine andere aus, wenn zwischen dem, was man von der einen, und dem, was man von der anderen aussagen kann, eine feste und regelmäßige Beziehung besteht. In diesem Sinne drückt eine perspektivische Projektion das in ihr projizierte geometrische Gebilde aus." Ausdrücken meint hier nicht teilweise Entsprechung, sondern Zuordnung aller Teile.

49 Jedes Bild ist prinzipiell einer sich stets weiter generierenden Interpretation aussetzbar, die aus der subjektiven Vermittlung der Bildbedeutung mit dem Erfahrungsfundus des Interpreten entspringt. Siehe Hans Heinz Holz, Der ästhetische Gegenstand, a.a.O., S. 28ff.

50 Untersuchungen zu anderen Metaphern unterstützen den hier vorgelegten Gedanken, z.B. Volker Schürmann, Die Metapher des Weckens bei Josef König,. TOPOS 7, a.a.O., S. 49ff. – Bettina Wahrig-Schmidt, Der Staat als Mensch-Maschine. Die Organismus-Staats-Wissenschaftsmetaphorik bei Thomas Hobbes, Habilitationsschrift Lübeck 1996. – Dies., Politik als Spiel. Nicht-mechanische Metaphorik und politische Repräsentation bei Thomas Hobbes, in: U. Carstens/C. Schlüter-Knauer (Hrsg.), Der Wille zur Demokratie, Berlin 1998, S. 235ff. - Dies., E.T.A. Hoffmann und J.C. Reil: Rhapsodien über Metaphern für Seele und Geisteskrankheit uni 1800, m: H. Klenner/ D. Losurdo/J. Lensink/J. Bartels (Hrsg.), Repraesentatio Mundi, Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Heinz Holz, Köln 1997, S. 489ff. – Jörg Zimmer, Der Horizont des Wahren. Über eine notwendige Metapher in Husserls transzendentaler Phanomenologie.

51 Johann Georg Walch, Philosophisches Lexicon, Leipzig 1726. Spalte 1627ff.

52 Ebd., Spalte 163V.

53 Rudolphus Goclenius, Lexicon Philosophicum, Frankfurt am Main 1613, S. 654: „lux est quae illuminat omnia" – „Licht ist das, was alles erleuchtet".

54 Thomas von Aquino, Summa totius theologiae, Pars I, quaestio 67, 1 : ‚lux est id quod facit manifestationem in sensu visus" – „Licht ist das, was das Erscheinen im Gesichtssinn bewirkt".

55 Johann Heinrich Alsted, Encyclopaedia universa, Leiden 1649 (1. Auflage Herborn 1630), Band I, S. 51: „Lux illa, quam Pater ille luminis, homini in prima creatione implantauit.appellatur lumen naturae, quod est radius quidam divinae lucis, fulgens in mente seu intellectu hominis; qui tametsi sua natura unus est, tamen ratione obiecti et modi recte dividitur in theoreticum et practicum: quibus alii; addunt, poeticum." – „Jenes Licht, das jener Vater des Lichts bei der ersten Schöpfung dem Menschen einpflanzte, wird Licht der Natur genannt, das eine Art Strahl des göttlichen Lichtes ist, welches im Verstand des Menschen aufblitzt, obwohl es seiner Natur nach eines ist, wird es doch zu Recht im Verhältnis zu den Gegenstanden und Modi in ein theoretisches und ein praktisches eingeteilt, zu welchen andere noch das schaffende hinzufügen." Indessen ist auch für Alsted der ordo naturae auf die Sache gegründet; siehe Philosophia digne restituta, Herborn 1642 (1. Auflage Herborn 1612), S. 107: „Vera namque philosophia docet pronunciare et scribere primum rei, deinde menti convementer. [...] Hic enim est ordo naturae: Res, Mens, Lingua." – „Die wahre Philosophie lehrt nämlich die Aussage und Schrift in erster Linie in Übereinstimmung mit den Dingen, darauf in Übereinstimmung mit dem Geiste, [...] Dies ist nämlich die Ordnung der Natur Sache, Geist, Sprache". Aber

die göttliche Schöpfungsordnung verläuft in anderer Richtung. Das Wort Gottes ist das Licht, das die Welt erleuchtet, indem es sie schafft, und der menschliche Verstand ist sein Abbild, indem er sie erkennt. Diese theologische Sicht entfallt bei Walch.

56 Goclenius, a.a.O., S. 655: „Tertius est terrae, quae non est nata in se recipere lumen, sed tantum in superficie" Und ebd., S. 654. „Fractum, quod propter diuersitatem medii non tenet rectum incessum, sed ab eo deflectit." – „Gebrochen, weil es wegen der Verschiedenheit des Mediums seinen geraden Lauf nicht beibehalt, sondern von ihm abweicht."

57 Baruch Spinoza, Ethica, pars II, prop. 43 schol.: „Sicut lux seipsam et tenebras manifestat, sic ventas norma sui et falsi est".

58 Ebd., prop. 34 und 35. Spinoza gibt dieser Auffassung in prop. 36 die Formulierung: „Ideae omnes in Deo sunt, et quatenus ad Deum referuntur, sunt verae et adaequatae". – „Alle Ideen sind in Gott; und sind, insoweit sie auf Gott bezogen werden, wahr und adaequat."

59 Das drückt sich in der anderen Formulierung Spinozas aus· verum est index sui et falsi.

60 Hegel behandelt dieses Verhältnis am Beispiel des Allgemeinen und Besonderen. Siehe Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Wissenschaft der Logik, Gesammelte Werke, kritische Ausgabe, Band 12, Hamburg 1981. S. 32ff. Zum „übergreifenden Allgemeinen" vgl. Josef König Vorträge und Aufsätze. Freiburg 1978, S. 33ff. Und Hans Heinz Holz, Dialektik und Widerspiegelung, Köln 1983, S. 51ff.

61 Nicolaus Cusanus, der der logisch-dialektischen Struktur von Metaphern stets große Aufmerksamkeit widmete, spricht in *De dato patris luminum* vom „Vater des Lichts, der Sonne" (pater luminum, scilicet soi) und deutet den metaphorischen Sinn als „Gott, das unendliche Licht" (Dem, lux infinita), von dem er sagt, es „verhalt sich zu den Gestalten der Geschöpfe als die universelle Gestalt des Seins" (ut forma umversalis essendi se habet ad formam creaturarum). Nikolaus von Kues, Philosophisch-theologische Schriften, lateinisch-deutsch hrsg. von Leo Gabriel, Wien 1966, Band II, S. 645ff., hier S. 650 und 658. Die bedeutungsstiftende Funktion der Metapher hegt in dem Mittelsatz: „Nani lumen est forma quaedam universalis omnis esse visibihs" – "Denn das Licht ist gewissermaßen die universale Gestalt alles sichtbaren Seins". Ebd., S. 658.

62 Louis Aragon hat die Metapher von der Dunkelheit der Dinge in seinem Gedicht *Le cri du butor* (Der Schrei der Rohrdommel) in einen anderen Sinnesbereich übersetzt: „Le mutisme des objets" (die Stummheit der Dinge): vgl. Hans Heinz Holz, Der französische Existentialismus, Theorie und Aktualität, Speyer und München 1958, S. 124ff. Es ist leicht zu sehen, wie die Verschiebung von der Nicht-Sichtbarkeit zur Sprachlosigkeit einen anderen Bedeutungshorizont eröffnet, obwohl beide Metaphern auf die Beziehungslosigkeit, auf das Sich-Verschließen im In-sich-sein (En-soi) zielen. Zum En-soi siehe Jean Paul Sartre, L'être et le néant. Paris 1943, S. 30 ff. Dazu Hans Heinz Holz. Jean Paul Sartre, Darstellung und Kritik seiner Philosophie, Meisenheim am Glan 1951, S. 29ff., besonders S. 33ff.

63 Alle Theorien über das Licht beginnen darum mit der Reflexion des Lichts und mit den Farben als den Modi der Reflexion. Daß für das Sehen die Farben die Synthesis von Licht und Finsternis sind, hat Goethe phanomenologisch beschrieben; Schopenhauer hat es physiologisch begründen wollen. Johann Wolf gang Goethe, Farbenlehre, vollständige Ausgabe der theoretischen Schriften, Tubingen 1953. Arthur Schopenhauer, Über das Sehn und die Farben, Sämtliche Werke, brsg. von Arthur Hübscher nach Julius Frauenstadt. Wiesbaden 1948, Band I Vgl. dazu aber auch schon Nicolaus Cusanus, De quaerendo Deum. a.a.O., S. 567ff., hier S. 586.

64 Nicolaus Cusanus, ebd: „In umbra emm et tenebns visibile non habet aptitudmem. ut videatur. [...] Hmc opus habet, ut illummetur, quoniam lumen illius est naturae, quod per se mgentur in oculum [...] Color autem in lumme non est ut in alio, sed ut in pnncipio suo, quoniam non est color nisi terminus lucis in diaphano."

65 Ebd. „Ignotum est igitur lumen oculo". – Auch Thomas von Aquino hat die Notwendigkeit der Vermittlung erkannt: das Licht realisiert sich an einem Mittel: „Lumen facit medmm lucidum in actu" – „Das Licht macht ein Medium aktuell leuchtend;" Summa theologiae, pars I. quaestio 79, art. 3 ad 2.

66 Von Caravaggio bis zu Vermeer und Rembrandt wird dieses Verhältnis von Licht und Finsternis zum formalen Thema der Malerei. Vgl. Hans Heinz Holz, Strukturen der Darstellung, Philosophische Theorie der bildenden Künste, Band II, Bielefeld 1997, S. 169ff. – Ders. Strutture délia visuahtà, Milano 1984, mit zahlreichen Beispielen aus der Gegenwartskunst.

67 Die logische Figur ist dieselbe, welche Josef König an Leibniz' Unterscheidung von vis activa und vis passiva herausgearbeitet hat. Siehe Josef König, a.a.O., S. 35ff. Vgl. dazu auch Hans Heinz Holz, Einheit und Widersprach, a.a.O., Band I, S. 425ff.

68 Deren Anfänge im abendländischen Kulturbereich hat Rudolf Bultmann, Zur Geschichte der Licht-Symbolik im Altertum, Philologus Band 97, Heft 1/2, 1948, S. 1ff. dargestellt. Er führt die Linie von Homer bis zu Dionysios Areopagita.

69 In diesen Distinktionen liegt der Ansatz zu einer Ideologie-Theorie und, noch allgemeiner, zu einer Theorie des realen Scheins. Wie das kategoriale Muster einer solchen Theorie aussehen könnte, entwickelt Alessandro Mazzone, Questioni di teoria dell'ideologia, Messina 1981.

70 Die Linie, die von Spinoza zu Leibniz führt, wird hier sichtbar.

71 Nicolaus Cusanus. *De quaerendo Deum*, a.a.O., S. 590: „Defert enim figura in visum, ut sic ad rationem et intellectum forma sensibilis mundi ascendat. (...) Ita quidem et in esse prodiit mundus ipse, ut corporalis hie mundus participatione lucis hoc sit quod est."

72 Zur Spiegel-Metapher bei Leibniz vgl. Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., Band I, S. 396ff.

Wolfgang Ullrich Wurzel

# Zur Metapher in der natürlichen Sprache. Eine Zusammenschau.

Bemerkungen zum Vortrag von Hans Heinz Holz.

**1.** Hans Heinz Holz hat in seinem instruktiven Vortrag über die Bedeutung von Metaphern für die Formulierung dialektischer Theoreme die ganz entscheidende Rolle, die die Metapher in der Sprache spielt, seinen gesamten Darlegungen zugrundegelegt und auch im einzelnen immer mitgedacht. Die Metaphorik im Denken, in der Philosophie, in der Poetik, ja in der gesamten Geistesgeschichte fußt in der Tat auf dem metaphorischen Wesen der Sprache. Sprache meint hierbei – was entscheidend ist – nicht (nur) bewußt zu rhetorischen, künstlerischen oder philosophischen Zwekken ausgeformte Sprache, also Sprache im Sinne der älteren Philologie, sondern Sprache als eine angeborene Fähigkeit des Menschen, Sprache im Sinne der modernen Linguistik. Es scheint deshalb durchaus lohnenswert, in Ergänzung des Vortrags im folgenden auf einige spezifische linguistische Aspekte der Metapher wenigstens ansatzweise einzugehen.

**2.** Die Sprachwissenschaft hat sich zunächst schwer mit der Erkenntnis getan, daß die Metapher eben nicht nur eine Stilfigur der antiken Rhetorik ist, sondern „one of the most important phenomena in human linguistic communication" (wie Anttila 1989: 141 feststellt). Das hat sich jedoch, speziell in den letzten Jahrzehnten, grundsätzlich geändert; heute gibt es eine umfangreiche, nahezu schon nicht mehr zu überschauende linguistische Literatur zur Metaphernproblematik.[1]

Der moderne linguistische Metaphernbegriff hat neben dem Anschluß an die antike rhetorische Tradition im wesentlichen zwei Quellen.

Zum einen ist das der sprachhistorische Zugang. Sprachwissenschaftler, die sich mit dem Bedeutungswandel befaßten, mußten immer wieder feststellen, daß die Metaphernbildung einen der Haupttypen des semantischen Wandels darstellt. Beispielsweise bewertet bereits H. Paul (1846–1921), der führenden Theoretiker der junggrammatischen Schule, die

Metapher wie folgt: „Die Metapher ist eines der wichtigsten Mittel zur Schöpfung von Benennungen für Vorstellungskomplexe, für die noch keine adäquaten Bezeichnungen existieren. Ihre Anwendung beschränkt sich aber nicht auf Fälle, in denen eine solche äussere Nötigung vorliegt. Auch da, wo eine schon bestehende Benennung zur Verfügung steht, treibt oft ein innerer Drang zur Bevorzugung eines metaphorischen Ausdrucks. Die Metapher ist eben etwas, was mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur fliesst und sich geltend macht nicht bloss in der Dichtersprache, sondern vor allem auch in der volkstümlichen Umgangssprache, die immer zu Anschaulichkeit und drastischer Charakterisierung neigt" (1909: 94f.). Die Metapher gilt in der modernen Linguistik zurecht als einer der produktivsten Mechanismen des Bedeutungswandels.

Zum anderen ist hier die allgemeine Zeichentheorie von Ch. S. Peirce (1839–1914) zu nennen. Für Peirce ist die Metapher (neben Image und Diagramm) ein ikonisches und damit nichtarbiträres Zeichen, das durch die Ähnlichkeit von Referent und Zeichenkörper hinsichtlich bestimmter Merkmale gekennzeichnet ist. So kann etwa ein entsprechend gestaltetes Denkmal eines Menschen eine Metapher für den Krieg sein. Er weist auch darauf hin, daß die natürliche Sprache als ein semiotisches System voll von Metaphern ist. Doch es brauchte Jahrzehnte, bis Peirce' Zeichentheorie speziell von R. Jakobson (1896–1982) dann auch auf linguistische Zusammenhänge angewandt wurde.[2] Eine sprachliche Metapher ist semiotisch dadurch gekennzeichnet, daß ein Referent B gewisse Merkmale eines Referenten A aufweist und das Zeichen für den Referenten A auf den Referenten B übertragen wird. Die den beiden Referenten gemeinsamen Merkmale können entweder Eigenschaften der Form wie bei der Schaffung von Benennungen für Geräte wie *Fuchsschwanz* und für Pflanzen wie *Fingerhut* oder Eigenschaften der Funktion wie beim Kopf einer *Verschwörung* oder beim *Bein eines Tisches* sein. Insofern unterscheidet sich die Metapher zugleich von der ihr verwandten Metonoymie, die durch einen faktischen Zusammenhang lokaler, temporaler oder kausaler Art zwischen den durch dasselbe Wort bezeichneten Erscheinungen gekennzeichnet ist; vgl. *Bordeaux* 'Stadt' > 'in der Gegend der Stadt hergestellter Wein', *Stalinismus* 'Herrschaftssystem' > 'Zeit, in der das Herrschaftssystem existierte' sowie Dieselmotor nach dem Erfinder des Motors.

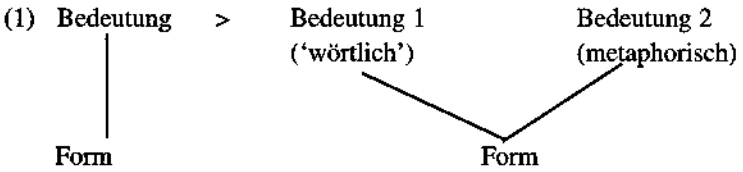
**3.** Es ist natürlich nicht nur für die Philosophie, sondern auch für die Linguistik von entscheidender Bedeutung, wenn Holz hervorhebt, daß es in der Sprache nicht nur Metaphern gibt, sondern daß sie „selbst wesenhaft metaphorisch" ist (S. 5), zumal dieser Punkt in der linguistischen Metapherndiskussion kaum eine Rolle spielt. Man kann in Holz' Sinne unschwer nachzuvollziehen, daß eine Sprache ohne Metaphorik in der Kommunikation nicht funktionieren könnte. So ist es kein Zufall, daß die menschliche Sprachfähigkeit universell, d.h. unabhängig von der jeweiligen Einzelsprache und unabhängig auch vom jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Niveau ihrer Sprecher, die Fähigkeit zur Metaphernbildung einschließt.[3] Die Menschen waren mit der Herausbildung der Anfänge der Lautsprache gleichsam zum metaphorischen Gebrauch dieser verdammt. Denn eine grundsätzliche Anforderung an jede sprachliche Kommunikation besteht darin, daß sie Generalisierungen erlaubt, daß die Sprecher also z.B. nicht jedes Exemplar der Gattung 'Löwe' unterschiedlich benennen müssen, wenn sich die einzelnen Exemplare der Gattung auch in bestimmten Merkmalen unterscheiden. „Das Bild des einzelnen Löwen" wird, wie Holz feststellt, „auf das Gattungswesen, das im Begriff ausgesagt ist, übertragen", und die Gattung sowie andere Einzeltiere werden entsprechend als Löwe benannt. In der Tat könnte eine Sprache, die nicht „wesenhaft metaphorisch" ist, „nur aus Eigennamen bestehen" (S. 5).

**4.** Doch die Kommunikation erfordert auch Metaphorik im engeren, sprachwissenschaftlich geläufigen Sinne: Die Sprecher müssen immer wieder neue Phänomene benennen können, gleich ob diese der natürlichen Umwelt oder der technischen und kulturellen Entwicklung geschuldet sind; man vgl. dazu zum einen beispielsweise das häufige Verfahren, neue (speziell 'exotische') Tierarten metaphorisch zu benennen wie etwa im Fall von *Eichkatze, Nilpferd, Meerkatze* und *Seepferdchen*, zum anderen etwa die Schaffung von physikalischen Termini wie *Linse, Welle* und *Strahlung* durch metaphorische Bedeutungsübertragung. Wenn die Möglichkeit der Bildung von Metaphern grundsätzlich gegeben ist, dann können natürlich auch Metaphern ohne „äussere Nötigung" (Paul) geschaffen werden, so wenn etwa vom Kopf eines Menschen abwertend als *Birne, Rübe* oder *Kürbis* gesprochen wird oder wenn im modernen Deutschen einfache Formulierungen wie *in der Linguistik, in der Philosophie* usw.

durch expressivere Formulierungen *wie im Rahmen der Linguistik, im Rahmen der Philosophie* usw. ersetzt werden. Wie stark die natürliche Sprache von Metaphern geprägt ist, zeigt sich nicht zuletzt darin, daß faktisch jeder Satz in einem entsprechenden Kontext metaphorisch sein kann. Wenn z.B. nach einem Kollegen gefragt wird, von dem bekannt ist, daß er eigentlich an seiner Dissertation arbeiten müßte, es aber vorzieht, in der Kneipe zu sitzen, und die Antwort lautet: Der arbeitet wieder an seiner Dissertation, so kann das in diesem Kontext durchaus bedeuten *'Der sitzt wieder in der Kneipe'*.

Man muß sich in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, daß jede Sprach zu jeder Zeit notwendigerweise jeweils über ein begrenztes Inventar von Zeichen verfügen. So ist die Metaphernbildung (neben den Verfahren der Bildung neuer Wörter aus vorhandenen Bestandteilen und der Entlehnung aus anderen Sprachen) eine wesentliche Veraussetzung dafür, daß dennoch jeweils alles, was in einer Gesellschaft sagenswert ist, auch gesagt werden kann, daß die Sprecher „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen" können, wie es Humboldt (1836: CXXII) mit seiner vielzitierten Formulierung ausdrückt.

**5.** Metaphorisierungsprozesse lassen sich als Veränderungen des Verhältnisses von Bedeutung und Form in der Sprache der folgenden Art erfassen:




Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch zwei oder mehrere Wörter kombiniert und mit einer metaphorischen Bedeutung gebraucht werden können; vgl. Fälle wie *Betonkopf* oder *vom Zaun brechen*.

Einmal gebildete Metaphern können ein sehr unterschiedliches Schicksal haben. Es gibt die folgenden Möglichkeiten:

(I) Die neue Bedeutung 2 bleibt okkasionell, d.h. Metaphorik des Sprechens wird nicht zur Metaphorik der Sprache: *(der) CDU-Opa* (so kürzlich ein Journalist für Kohl).

(II) Die Bedeutung 2 wird usuell, d.h. die Metaphorik des Sprechens wird zur Metaphorik der Sprache.

(a) Die Bedeutung 1 bleibt die 'wörtliche', die Bedeutung 2 die metaphorische Bedeutung: *Fuchschwanz, Ochse* 'ein Tier' und 'dummer Mensch'.

(b) Die Bedeutung 2 wird im Laufe der Zeit zur 'wörtlichen', die Bedeutung 1 zur metaphorischen Bedeutung: *Kopf* 'Gefäß, Becher' > 'Hirnschale' > 'Haupt', die ursprüngliche Bedeutung nur noch in *Pfeifenkopf, Tassenkopf.*

(c) Die Bedeutungen 1 und 2 werden gleichrangig: *ausspannen*, ursprünglich nur 'Zugtiere aus dem Gespann lösen', davon dann metaphorisch 'sich ausruhen, erholen' und Verlust des Zusammenhangs.

(III) Die Bedeutung 1 verschwindet, nur die Bedeutung 2 bleibt erhalten: *schildern*, ursprünglich 'Wappenschilder bemalen', dann metaphorisch 'mit Worten darstellen', später Verlust der ursprünglichen Bedeutung.

Diese Fakten zeigen, daß Metaphern nicht nur in die Sprache gelangen, sondern auch wieder aus dieser verschwinden können. Eine Metapher bleibt nur so lange 'lebendig', d.h. als solche erhalten und behält ihren emotiven Wert, wie zwei Bedeutungen einer Form nebeneinander existieren, von denen eine als 'sekundär', d.h. als aus der anderen abgeleitet, empfunden wird. Das ist der Fall beim Typ (I) sowie bei den Typen (IIa) und (IIb), jedoch nicht bei den Typen (IIc) und (III). Typ (IIc) scheidet aus, weil kein Ableitungsverhältnis zwischen beiden Bedeutungen mehr gesehen wird (*ausspannen* 'Zugtiere aus dem Gespann lösen' und *ausspannen* 'sich ausruhen, erholen' sind für den Sprecher heute zwei 'verschiedene Wörter'), Typ (III) scheidet aus, weil heute nur noch eine Bedeutung der Form vorhanden ist. Sprachwandel, genauer gesagt semantischer Wandel, liegt überll dort vor, wo sich das Verhältnis von Form und Bedeutung in der Sprache verändert, d.h. bei allen Typen außer (I).

**6.** Aus allem bisher Gesagten wird klar, daß die Bildung von Metaphern die Funktionalität der Sprache in spezifischer Weise erhöht. Sie stellt so gesehen eine Verbesserung der Sprache dar. Doch wie häufig in der natürlichen Sprache hat auch die funktionale Sprachveränderung der Metaphernbildung zugleich dysfunktionale Konsequenzen: Sie führt zum Über-

gang von ein-eindeutigen zu ein-mehrdeutigen Relationen zwischen Form und Bedeutung in der Sprache, so daß die Komplexität der Grammatik hinsichtlich der Laut-Bedeutungs-Zuordnung zunimmt (s. die Darstellung (1)).[4] Daraus können dann auch Mißverständnisse in entsprechenden kommunikativen Kontexten resultieren. Wenn ich z.B. jemanden, der meines Erachtens dumm ist, metaphorisch als *taub* bezeichne, dann gestalte ich nicht nur meine Rede emotionaler, ich setze mich zugleich auch dem Mißverständnis aus, daß ich die Äußerung 'wörtlich' meine.

**7.** Interessant ist nun die Frage, wie Metaphern überhaupt gebildet werden können, d.h. in welche semantische Richtung sich die Bildung von Metaphern vollzieht. Diese Frage läßt sich sicher nicht generell und eindeutig beantworten, was im übrigen übereinstimmend alle Sprachwissenschaftler betonen, die sich ernsthaft damit befaßt haben. So ist (um bei den zitierten Autoren zu bleiben) für Paul „eine erschöpfende Übersicht über alle möglichen Arten der Metapher... eine kaum zu lösende Aufgabe" (1909: 95), und Anttila konstatiert schlicht: „The subject matter of the metaphor alone is practically inexhaustible" (1989: 141). Deshalb erscheint auch eine auch nur einigermaßen vollständige Klassifizierung von Metaphern unmöglich. Doch es sind immerhin starke allgemeine semantische Tendenzen bei der Bildung von Metaphern auszumachen, die zumindest eine Eingrenzung bestimmter Typen von Metaphern ermöglichen.[5]

**8.** Holz behandelt seiner Thematik entsprechend solche Metaphern, die dadurch gekennzeichnet sind, daß Wörter für sinnlich unmittelbar erfaßbare konkrete Erscheinungen zur Bezeichnung von „nicht dinglich-sichtbaren Zuständen des Gemüts, des Psychisch-Geistigen" (S. 1) genutzt werden. Metaphernbildungen solcherart sind nicht nur in philosophischer, sondern auch in linguistischer Hinsicht besonders interessant, weshalb wir etwas näher auf sie eingehen wollen. Sie lassen sich in den folgenden, etwas allgemeiner gefaßten Metapherntyp einordnen (wobei die Metaphernbildung von 'links' nach 'rechts' erfolgt.

(2)

| VOM KONKRETEREN ZUM ABSTRAKTEREN | |
|---|---|
| Konkret | Abstrakt |
| Räumlich | Nicht räumlich |
| Auf die Sinne bezogen | Auf die Kognition/Emotion bezogen |
| ... | ... |

Der prototypische Fall der Metaphernbildung vom Konkreten zum Abstrakten liegt vor, wenn konkrete Substantive auf abstrakte Erscheinungen angewandt werden, vgl. z.B. die Bewertung von Situationen bzw. Ereignissen als *Mist, Käse, Schmarrn* oder (erste) *Sahne, Spitze* sowie mit *Pech haben* oder *Schwein* haben usw. Im Laufe der deutschen Sprachgeschichte haben u.a. Wörter wie *Eindruck*, ursprünglich 'Druckspur', *Grund*, ursprünglich 'Boden', und *Spur*, ursprünglich 'Fußspur', metaphorisch ihre heute vorhandenen abstrakten Bedeutungen herausgebildet. Auch bei Verben gibt es entsprechende Entwicklungen; vgl. nochmals ausspannen und *sich zügeln* sowie *eröffnen, schließen, einordnen, aufbauen* usw. bezogen auf mündliche oder schriftliche Äußerungen. Führen (abgeleitet von *fahren*) bedeutet eigentlich 'machen, dass sich etwas bewegt' und wird später u.a. auf den abstrakten Vorgang des 'Leitens' bezogen. Das Adjektiv *blöd* hatte im Urgermanischen die Bedeutung 'körperlich schwach', die dann metaphorisch zu 'geistig schwach' wurde.

Den Übergang vom Räumlichen zum Nichträumlichen, genauer gesagt zum Zeitlichen, findet man typischerweise bei Substantiven wie *Zeitraum* oder *Zeitpunkt* sowie bei der Anwendung von *Ende, Hälfte* usw. bezogen auf Zeit'räume'. Auch ursprünglich auf Raumverhältnisse gerichtete Adjektive und Verben bekommen typischerweise eine temporale Lesart. So werden lokale Dimensionsadjektive wie *lang, kurz* und *groß, klein* metaphorisch auf Zeiträume angewandt, und die Zeit *kommt, geht* und *bleibt stehen*. Die Metaphorisierung kann auch über die Stufe der Zeit hinausführen. Man vgl. Fälle wie das relationale Substantiv Folge, das ursprünglich nur ein lokales, weiter zusätzlich dann ein temporales Aufeinanderfolgen und schließlich auch eine kausale Relation bezeichnet *(Y ist die Folge von X)*.[6] Hier liegt dann also eine zweifache Metaphorisierung eines Wortes im Laufe der Sprachgeschichte vor. Wenn z.B. Preise oder Arbeitslosenzahlen *steigen* bzw. *fallen*, dann ist damit eine nur noch als Bewe-

gung gedachte Veränderung gemeint. Und wenn *jemand zu etwas bewegt* oder *gedrängt wird*, dann ist das heute auch kaum noch räumlich zu verstehen. Schließlich beziehen sich die Adjektive *groß* und *klein* nicht nur auf Räumliches und Zeitliches, sondern auch noch abstrakter auf Intensität, Wert und Rang *(ein großer Philosoph)*. Auch die Fügung *über/unter jemandem stehen* bezeichnet Rangverhältnisse usw. usf.

Für die Metaphernbildung von 'Auf die Sinne bezogen' zu 'Auf die Kognition/Emotion bezogen' ist charakteristisch, daß sich etliche der im modernen Deutschen vorhandenen Kognitionsverben wie z.B. *erfassen, begreifen, sehen, vorhersehen* und *sich einbilden* eindeutig metaphorisch aus Verben des Tastens/Fassens und des Sehens entwickelt haben. Viel früher diesen Weg gegangen ist das Verb *wissen*, das auf indoeuropäisch **u̯oid-* 'gesehen haben' zu **u̯eid-/*u̯id-* 'sehen, erblicken' zurückgeht (vgl. dazu lateinisch *vid-ēre* und russisch *vid-et'*). Zu einem Verb der Emotion ist *fühlen* in seiner übertragenen Bedeutung geworden, ähnlich auch *nach etwas hungern* bzw. *dürsten* usw. Die Substantive *Geschmack* und *Gefühl* werden heute wahrscheinlich überwiegend in ihrer metaphorischen, abstrakteren Bedeutung gebraucht. Geradezu typischerweise werden Adjektive, die Taubheit bezeichnen, zu Bezeichnungen für Dummheit, so *dumm*, ursprünglich 'taub, stumm', *doof*, niederdeutsche Form von *taub*, und in jüngster Zeit auch das Wort *taub* selbst.

**9.** Die Anzahl solcher Beispiele ließe sich nahezu beliebig erweitern. Dabei ist wichtig, daß entsprechende Metaphern eben nicht nur im Deutschen, sondern, da die Metaphernbildung auf der Ausprägung der menschlichen Sprachfähigkeit beruht, in allen Sprachen vorkommen. Vgl. dazu etwa die Kognitionsverben englisch *to see* 'verstehen' < 'sehen', *to grasp* 'verstehen' < 'greifen', italienisch *capire* 'verstehen' < lateinisch 'fassen', altgriechisch *kata-lambáno* 'begreifen' < 'ergreifen' und japanisch *minasu* 'beachten, berücksichtigen' < 'sehen + machen'.

Dagegen existiert eine umgekehrte semantische Entwicklung, also eine Metaphernbildung von Verben der Kognition zu Verben des Tastens/Fassens oder des Sehens, nach allen linguistischen Erfahrungen grundsätzlich nicht. Das gilt ganz offensichtlich nicht nur für die Entwicklung solcher Verben, sondern für den gesamten Typ der Metaphorisierung 'Vom Konkreteren zum Abstrakteren'; die Metaphernbildung geschieht gerichtet.[7]

Die Metapher dieses Typs leistet einen ganz entscheidenden Beitrag sowohl zur Herausbildung als auch zur ständigen Erweiterung des abstrakten Wortschatzes der natürlichen Sprachen. Sie macht dem Menschen nicht unmittelbar perzeptiv zugängliche Erscheinungen erst kognitiv und sprachlich handhabbar, wie es Holz anhand des Altgriechischen aufgezeigt hat. Metaphern sind in diesem Bereich damit faktisch unentbehrlich.

**10.** In der einschlägigen Literatur werden verschiedene weitere Haupttypen von Metaphern angenommen, die hier natürlich nicht alle erwähnt, geschweige denn diskutiert werden können. Es soll aber auf einen davon etwas ausführlicher eingegangen werden, der in der Häufigkeit seines Auftretens dem erstgenannten sicher kaum nachsteht. Man spricht dabei oft von anthropomorphen Metaphern oder von der 'sprachlichen Vermenschlichung' der außermenschlichen Welt. Es scheint jedoch sinnvoller, diesen Typ etwas allgemeiner im Sinne einer 'Belebung' der Umwelt des Menschen zu fassen. Die Richtung der Metaphernbildung ist hier durch die sogenannte Belebtheitshierarchie vorgegeben, die für die Strukturierung der natürlichen Sprachen insgesamt eine entscheidende Rolle spielt.[8] Für die hier relevanten Zwecke läßt sie sich etwas vereinfacht folgendermaßen darstellen:[9]

(3)

| Bezeichnungen für Menschen | Bezeichnungen für Tiere | Bezeichnungen für Pflanzen | Bezeichnungen für unbel. Erscheinungen |
|---|---|---|---|

→ Abnahme der Belebtheit

Im Rahmen dieser linguistischen Hierarchie kann man also (anders als in der Biologie) von Graden der Belebtheit zu sprechen: Die Bezeichnungen für Menschen haben den höchsten Belebtheitsgrad, die Belebtheit nimmt über die Tier- und Pflanzenbezeichnungen hin zu den Bezeichnungen für die unbelebten Erscheinungen ab.[10] Die Metaphern werden entsprechend vom stärker Belebten zum schwächer Belebten hin gebildet. Die wohl wichtigsten Untertypen dieses Metapherntyps sind in (4) zusammengestellt.

(4)

| VOM STÄRKER ZUM SCHWÄCHER BELEBTEN | |
|---|---|
| Menschliche Körperteile | Unbelebte Erscheinungen |
| Menschliches Leben | 'Leben' von Institutionen, Ideen usw. |
| Menschliches Verhalten | Vorgänge in der (unbelebten) Natur |
| Beziehungen zwischen Menschen | Beziehungen zwischen Institutionen |
| Körperteile von Tieren | Pflanzen, unbelebte Erscheinungen |
| Teile von Pflanzen | Unbelebte Erscheinungen |
| Tiere | Unbelebte Erscheinungen (Geräte) |
| ... | ... |

Ebenso typisch wie signifkant ist hier der menschliche Körper als Ausgangspunkt für die Metaphernbildung. Körperteilbezeichnungen werden dabei auf unterschiedliche semantische Bereiche angewandt, so auf Erscheinungen in der unbelebten Natur und Gegenden wie *Fuß* eines Berges, *Flußknie, Landzunge* oder auch volkssprachlich *Arsch der Welt*, auf Teile von Artefakten wie *Arm* eines Leuchters, *Hals* einer Flasche und *Zahn* einer Säge, auf bestimmte 'Funktionen' (die dann allerdings von Menschen wahrgenommen werden) wie *Herz* einer Familie, *Kopf* einer Institution und auch *Chef* (< französisch < lateinisch *caput* 'Haupt') und auf Abstrakta wie *Herz* 'Mitte' oder *Zahn der Zeit*. Eine abstrakte Verwendung von Körperteilbezeichnungen liegt auch in Wendungen wie *um ein Haar, an die Nieren gehen, hinter dem Rücken* usw. vor.[11]

Aus dem Bereich des (biologischen) menschlichen Lebens auf den des 'Lebens' von Institutionen, Ideen usw. übertragen sind z.B. die Verben *leben, geboren werden, wachsen* und *sterben* sowie die Adjektive *lebendig* und *tot*; vgl. *der Sozialismus ist nicht tot* usw.

Verben, die eigentlich menschliches Verhalten bezeichnen, und dann metaphorisch auf Vorgänge in der unbelebten Natur (sowie partiell auch in der Technik) angewandt werden, sind z.B. *beben, blasen, speien, toben* und *trinken*, vgl. *die Erde bebt, der Wind bläst* usw.

Als Beispiele für die Übertragung von Wörtern für Beziehungen zwischen Menschen auf ähnlich strukturierte Beziehungenen zwischen Institutionen, vgl. u.a. *Mutter* und *Tochter* bezogen auf Firmen, *Konzernhochzeit* und *-scheidung* sowie *Länderehe*.

Auch Körperteilbezeichnungen von Tieren werden häufig metapho-

risch verwendet. Sie bezeichnen einerseits Pflanzen wie *Löwenzahn* oder *Pfauenauge* und andrerseits Artefakte wie *(Schreib-)Feder, (Schwimm) Flosse* und *Fuchsschwanz*. Wörter für Pflanzenteile stehen für Artefakte wie *Blatt* 'Papierbogen' oder ebenfalls für Abstrakta wie z.B. *Blüte* für 'Glanzzeit' oder *Wurzel* für 'Herkunft'.

Ganz typischerweise werden Tiernamen metaphorisch zu Gerätebezeichnungen, d.h. zu Bezeichnungen für unbelebte Erscheinungen, vgl. beispielsweise Wörter wie *Rammbär, Bock, Hahn, Kran* (ursprünglich 'Kranich'), *(Lauf-)Katze, Pferd, Klammeraffe* 'Gerät zum Zusammenklammern von Papier' und – als wohl jüngstes Beispiel – die *Mouse/Maus* am Computer.[12] Pflanzennamen als Gerätebezeichnungen wie *Tulpe* für ein Trinkgefäß sind dagegen seltener.[13]

**11.** Die allgemeine Motivation für diesen Typ von Metaphern ist klar: Der Mensch sieht sich selbst im Mittelpunkt der Welt und interpretiert sich diese kognitiv und darauf beruhend auch sprachlich von seiner Position aus. Man hat diese Haltung mit einem eingängigen Terminus als 'Me-first'-Prinzip bezeichnet.[14] In diesem Sinne überträgt er Bezeichnungen für Erscheinungen, die ihm näherliegen, ihm unmittelbarer zugänglich sind, auf solche, die ihm fernerliegen, ihm weniger unmittelbar zugänglich sind. Das kann hinsichtlich verschiedener Parameter erfolgen. Einer davon ist – wie weiter oben gezeigt – die Konkretheit/Abstraktheit: Konkretere Erscheinungen sind dem Menschen kognitiv besser zugänglich als abstraktere.

Ein weiterer solcher Parameter ist die hier zur Debatte stehende Belebtheit: Der Mensch kennt sich selbst mit den Teilen seines Körpers, mit seinem Leben und Verhalten sowie seinen Beziehungen zu anderen Menschen am besten und kann aus dieser Kenntnis alles 'Menschliche' folglich am besten versprachlichen. Die Erscheinungen der außermenschlichen Umwelt stehen ihm umso näher, je mehr sie ihm gleichen. Hieraus resultiert ihre Einordnung entsprechend der Belebtheitshierarchie. Sprachliche Mittel werden von belebteren auf weniger belebte Erscheinungen übertragen.

Auch hier kann die Frage gestellt werden, ob die Metaphernbildung dieses Typs strikt gerichtet ist wie die diskutierte Entwicklung von konkreteren zu abstrakteren Bedeutungen oder ob es hier auch die gegenläu-

fige Richtung gibt. Man muß nicht lange suchen, um Fälle zu finden, die für letzteres zu sprechen scheinen. Zum einen fallen einem hier solche zweigliedrigen metaphorischen Pflanzennamen wie *Fingerhut, Himmelsschlüssel* und *Wegwarte* ein, deren Grundwort eine unbelebte Erscheinung bezeichnet. Zum anderen – und das erscheint wesentlich signifikanter – findet man bekanntlich viele Bezeichnungen für Nichtmenschliches, die sich metaphorisch auf Menschliches beziehen. Ein Mensch kann ein *Esel* oder ein *Kauz* sein, kann *Pfoten* oder einen *Rüssel* haben usw.usf. In beiden Fällen verläuft die Metaphernbildung also entgegen der Belebtheitshierarchie. Wie ist das zu bewerten?

**12.** Im ersten Fall ist die Erklärung auf der Grundlage des bisher Konstatierten nicht sehr kompliziert. Die Interpretation der Welt vom Me-first-Standpunkt aus schließt einen weiteren Parameter ein, den der Bekanntheit. Die Metaphernbildung erfolgt hier also VOM BEKANNTEN ZUM UNBEKANNTEN. Häufig steht diese Richtung voll im Einklang mit Metaphern, die vom Konkreteren zum Abstrakteren führen, wie bei der Übertragung von *Welle* von 'Bewegung auf einer Wasseroberfläche' zu 'elektromagnetische Welle', oder die vom Belebten zum weniger Belebten führen wie bei der Übertragung von *Mouse/Maus* vom 'Tier' zum 'Computerschalter', was im übrigen eine strikte Abgrenzung der jeweils involvierten Metapherntypen voneinander unmöglich macht. In anderen Fällen berührt sich der Parameter der Bekanntheit mit keinem anderen Parameter, so wenn Bezeichnungen für bekannte Tiere wie *Pferd* und *Hund* mit einem modifizierenden Bestimmungswort versehen auf bisher unbekannte Tiere übertragen werden; vgl. nochmals *Nilpferd* und *Seehund*.

Es ist aber eben auch möglich, daß Wörter für bekannte Erscheinungen mit einem niedrigeren Belebtheitsgrad den Ausgangspunkt für die Benennung von bisher unbekannten Erscheinungen mit einem höheren Belebtheitsgrad bilden wie bei den genannten Pflanzennamen *Fingerhut, Himmelsschlüssel* und *Wegwarte* oder (wesentlich seltner) bei den Tierbezeichnungen *Seegurke* 'ein Stachelhäuter' und *Seenadel* 'ein Fisch'. Es ist also festzuhalten, daß Metaphernbildungen hinsichtlich eines Parameters der Richtung der Metaphernbildung hinsichtlich eines anderen Parameters widersprechen können. Dabei ist wichtig, daß dadurch die Gerichtetheit der einzelnen Parameter nicht aufgehoben wird![15]

**13.** Im zweiten Fall, also bei den Beispielen des Typs *Esel, Kauz, Rüssel* und *Pfoten*, handelt es sich um Tiermetaphern für Menschen. Es gibt aber auch entsprechende Bildungen aus dem Bereich der Pflanzen und der unbelebten Gegenstände: Ein Mensch kann auch als *Eiche* oder *Faß* und seine Nase als *Rübe* oder *Zinken* bezeichnet werden. Hier existiert ein maßgeblicher Unterschied zu all den bisher diskutierten Typen von Metaphern. Nicht-menschliche Metaphern für Menschen lassen sich nicht auf der Basis des Me-first-Prinzips erklären, denn hier erfolgt ja die Metaphernbildung nicht vom Menschen weg, sondern gerade zum Menschen hin. Auf dieser Umkehrung der 'normalen' Orientierungsrichtung beruht ganz offenbar die spezifische expressive Wirkung solcher Metaphern. Dabei kann man etwa zwischen den folgenden Untertypen differenzieren:

(5)

| VOM WENIGER BELEBTEN ZUM MENSCHEN | |
|---|---|
| Tiere, Pflanzen, unbelebte Erscheinungen | Mensch |
| Nichtmenschliche Erscheinungen | Menschliche Körperteile |
| Verhalten von Tieren und Pflanzen | Menschliches Verhalten |
| Eigenschaften von Tieren und Pflanzen | Menschliche Eigenschaften |
| ... | ... |

Weitere Beispiele für die erste Gruppe sind *Kamel, Schwein, Schlange, Kuh, Vogel, Wasserratte, Wendehals, Kleiderständer* und *Bohnenstange*, für die zweite *Knolle, Birne, Schnauze, Stelzen* und *Flossen*. Das (wirkliche oder unterstellte) Verhalten von Tieren und Pflanzen charakterisieren Verben wie *bocken, büffeln, hamstern, mausen, reihern, robben* und *stieren* bzw. *aufblühen* und *(ver)welken*, entsprechende Eigenschaften Adjektive wie *bärenstark, bockbeinig, hundemüde* und *lammfromm* sowie *klettenartig*. Der Fall *Flosse* ist interessant, weil er zeigt, daß Wörter durchaus in zweifacher Richtung metaphorisiert werden können. Das Wort meint primär den Körperteil eines Tieres und dient dann sekundär zum einen als Benennung von unbelebten Erscheinungen, vgl. die *Schwimmflosse* als Sportgerät und die *Heckflosse* von Flugzeugen, zum anderen als abwertende Bezeichnung der menschlichen Hand *(nimm doch mal die Flossen weg)*.

Viele Metaphern dieses Typs können als abwertend klassifiziert werden, vgl. *Kamel, Schwein, Knolle, Birne, bocken, reihern, bockbeinig* und *klettenartig*; doch das gilt nicht für alle, vgl. *Wasserratte, Eiche, Kirsche (die Kirsche ihrers Mundes), aufblühen* und *bärenstark*. Doch all diese Metaphern haben gemeinsam, daß ihnen eine starke Expressivität eigen ist. Die Erzielung einer möglichst starken kommunikativen Expressivität kann man durchaus als die Motivation für ihre Bildung ansehen (vgl. dazu Blank 1997: 407ff.). Ob sich neben dem Me-first-Prinzip mit seinen unterschiedlichen Parametern ein eigenes Expressivitätsprinzip der Metaphernbildung annehmen läßt, müssen künftige Untersuchungen erweisen.

**14.** Die Metaphernbildung hat ganz entscheidende Konsequenzen nicht nur für den Wortschatz, sondern – was den Nichtlinguisten zunächst überraschen mag – auch für die Grammatik der Sprachen. Durch Metaphernbildung können nämlich Sprachwandelprozesse in Gang gesetzt werden, in deren Verlauf 'normale Wörter', d.h. Wörter mit einer konkreten lexikalischen Bedeutung, zu 'grammatischen Wörtern' wie Präpositionen, Pronomen oder Hilfsverben werden, d.h. zu Wörtern, die nur noch eine relativ abstrakte, grammatische Bedeutung haben. Solche Wandelprozesse, durch die sich also neue grammatische Mittel herausbilden, werden (mit einem Terminus von Meillet 1921) als Grammatikalisierungen bezeichnet. Weitere Metaphernbildungen können dann auch dazu führen, daß die Bedeutung von grammatischen Wörtern weiter an Abstraktheit zunimmt, daß ihre Grammatikalisierung weiter vorangetrieben wird.[16]

Nicht alle Typen von Metaphern können Grammatikalisierungen auslösen. Aus dem eben Festgestellten ergibt sich, daß nur solche Metaphern dafür geeignet sind, die in Richtung auf größere Abstraktheit hin verlaufen. Das betrifft also zunächst den Metapherntyp 'Vom Konkreteren zum Abstrakteren' mit den Untertypen 'Konkret > Abstrakt', 'Räumlich > Nichträumlich' und 'Auf die Sinne bezogen > Auf die Kognition/Emotion bezogen'. Doch bei der Diskussion des Typs 'Vom stärker zum schwächer Belebten' wurde bereits konstatiert, daß Metaphern des Untertyps 'Menschliche Körperteile > Unbe-lebte Erscheinungen' zu Abstrakta führen können; vgl. nochmals *Herz* 'Mitte'. Deshalb bilden auch solche Metaphern eine Quelle für die Entstehung neuer grammatischer Mittel.

Für die Grammatikalisierung aufgrund der unterschiedlichen Meta-

phernbildungen im folgenden je einige wenige Beispiele, wobei wir uns der Einfachheit halber auf die Entstehung von Präpositionen aus Substantiven bzw. syntaktischen Konstruktionen mit Substantiven sowie die Weiterentwicklung von Präpositionen beschränken, da diese ohne zusätzliche Erläuterungen nachvollziehbar sind.

Konkret > Abstrakt: Die französische Präposition *chez* 'bei' geht auf mit dem (vulgär-) lateinischen Substantiv *casa* 'Haus' gebildete Wendungen wie *a casa* 'am Haus' und *in casa* 'im Haus' zurück, die zunächst meist mit Personennamen bzw. Pronomen verbunden wurden. In diesen Wendungen wurde das ursprünglich konkrete Substantiv casa metaphorisch in der abstrakten Bedeutung 'Nähe' benutzt, womit die Grundlage für die Grammatikalisierung von ***casa/chez*** als Präposition 'bei' gegeben war. In ähnlicher Weise ist auch die schwedische Präposition *hos* 'bei, neben' aus einer Form des Substantivs *hus* 'Haus' entstanden.

Räumlich > Nichträumlich: Im gegenwärtigen Deutschen findet in zunehmendem Maße die bereits oben erwähnte Fügung *im Rahmen* (von) Verwendung als Präposition in Verbindung mit abstrakten Substantiven, speziell solchen, die Institutionen i.w.S. bezeichnen: *im Rahmen der Leibniz-Sozietät, im Rahmen der Linguistik, im Rahmen des Oslo-Abkommens*. Die ursprüngliche Bedeutung eines räumlichen Enthaltenseins, vgl. *im Rahmen der Tür*, ist metaphorisch durch die einer institutionellen Einordnung ersetzt worden. Die heutige Präposition *statt*, älter *anstatt*, geht zurück auf die Konstruktion *an (der) statt* mit der lokalen Bedeutung 'an dem Ort' und hat erst sekundär durch Metaphernbildung die heutige modale Bedeutung *(statt der Zigarette nehme ich lieber eine Zigarre)* erhalten, ähnlich auch die Präposition *anstelle*. Eine typische zunehmende Grammatikalisierung durch zweimalige Metaphernbildung hat bei der Präposition *vor* stattgefunden. Ausgangspunkt ist die lokale Bedeutung: *vor der Tür*. Die temporale Bedeutung entsteht, indem ein zeitlicher Zusammenhang als räumlicher Zusammenhang gefaßt wird: *vor Mittwoch*. Und die kausale Bedeutung ergibt sich, indem ein Begründungszusammenhang als zeitlicher Zusammenhang gefaßt wird: *vor Hunger*.

Auf die Sinne bezogen > Auf die Kognition/Emotion bezogen: Wie bei der semantischen Entwicklung von Verben (vgl. nochmals *ich sehe*) spielt auch bei der Grammatikalisierung der Gesichtssinn eine entscheidende Rolle. Sowohl *in Hinblick auf X* als auch *hinsichtlich X* bedeuteten

ursprünglich die Hinwendung des Gesichtssinns auf ein Objekt, heute haben sie die Bedeutung 'was X angeht, bezüglich', d.h. bezeichnen nach metaphorischer Übertragung die kognitive Hinwendung auf etwas. Einen interessanten Fall stellt die Präposition *laut* dar. Sie geht zurück auf Fügungen wie *nach dem Laut seines Befehls*. Das Substantiv *Laut*, das ja eigentlich die 'Lautform von etwas Gehörten' und damit etwas Sinnliches meint, wird hier metaphorisch für den 'Inhalt von etwas Gehörten', also etwas Kognitives, gebraucht. Der Übergang zur Präposition, also die Grammatikalisierung, erfolgt durch Kürzung: *nach dem Laut seines Befehls* > *laut seines Befehls*. In einem zweiten Schritt wird dann metaphorisch 'Erfahrenes' als 'Gehörtes' gefaßt; Verwendungen wie *laut BGB* oder *laut Internet* zeigen, daß Lautsprachlichkeit nicht mehr vorausgesetzt ist.

Menschliche Körperteile > Unbelebte Erscheinungen: Aufgrund dessen, daß sein Körper den unmittelbarsten Erfahrungsbereich des Menschen bildet, hat gerade die Körpermetaphorik eine ganz entscheidende Bedeutung für die Herausbildung neuer grammatischer Mittel in den verschiedenen Sprachen.[17] Das betrifft nicht zuletzt auch die Entstehung von Präpositionen (und Postpositionen, vgl. weiter unten). Im Deutschen treten u.a. die Präpositionen *angesichts* 'im Hinblick auf' und *anhand* 'mit Hilfe von' auf, dazu Bildungen wie *im Herzen* 'in der Mitte', vgl. *im Herzen Thüringens*, und *Auge in Auge (mit)* 'in engstem Kontakt', vgl. *Auge in Auge mit dem Tod*. Man beachte auch die aus dem Französischen entlehnte Präposition *vis-à-vis* 'gegenüber', wörtlich 'Angesicht gegen Angesicht'.

Diese Beispiele zeigen, daß es Deutschen nur eine Reihe von Einzelfällen solcherart gibt. In verschiedenen anderen Sprachen sind dagegen ganze Systeme grammatischer Wörter aus Körperteilbezeichnungen entstanden. So sind eine Reihe von lokalen und temporalen Postpositionen im Finnischen (die die gleiche Funktion wie die Präpositionen im Deutschen haben) eigentlich reguläre Flexionsformen des Wortes *korva* 'Ohr':

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| (6) | Illativ Singular | *korvaan* | 'ins Ohr' | und | 'an etas heran' |
| | Adessiv Singular | *korvalla* | 'am Ohr' | | 'am Rande, an; um die Zeit' |
| | Allativ Singular | *korvalle* | 'ans Ohr' | | 'an den Rand heran' |
| | Ablativ Singular | *korvalta* | 'vom Ohr' | | 'vom Rande her' |
| | Inessiv Singular | *korvassa* | 'im Ohr' | | 'an, am Rande, gegen' |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Allativ Plural | *korvilla* | 'an die Ohren' | 'gegen, um die Zeit' |
| Inessiv Plural | *korvissa* | 'in den Ohren' | 'gegen, um die Zeit' |

In die Grammatikalisierung der Bezeichnung des Ohrs eingegangen ist „zunächst wohl seine relative anatomische lage an der Außenseite des Kopfes. Hieraus ergibt sich die lokale lesart Rand, alle kasuellen Modifikationen bezeichnen Befindlichkeit oder Bewegung im Raume bezogen auf eben diesen Rand ... Die temporalen Funktionen sind sekundär und beziehen sich auf die verräumlichte Zeit: hierbei werden zum Teil Pluralkasus verwendet, die Ohren bezeichnen somit die Ränder, den Anfangs- und Endpunkt des Zeitraums" (Stolz 1992a: 11; auch die Fakten sind von dort übernommen).

Es bleibt zu ergänzen, daß Grammatikalisierungen im Laufe der Sprachgeschichte dann auch dazu führen können, daß die betroffenen Einheiten ihren formalen Wortstatus verlieren und sich ihrem Bezugswort anschließen, d.h. zu Flexionsendungen werden. Auf diese Weise sind z.B. die Flexionsendungen von drei lokalen Kasus des Ungarischen, dem Inessiv, dem Illativ und dem Elativ wie in *ház-ban* 'im Haus', *ház-ba* 'in das Haus' und *ház-ból* 'aus dem Haus', aus Formen des altungarischen Substantivs *bél* entstanden, das die Bedeutung 'Darm, Inneres, Seele, Kern' hatte (Wurzel 1984: 104, Stolz 1992b: 577ff.). Eine Metapher, genauer gesagt die metaphorische Übertragung dieses Substantivs auf 'innere Raumverhältnisse', ist hier also der erste Schritt auf dem Weg zur Herausbildung von drei synthetischen Kasus. Fälle solcherart sind insgesamt gesehen in den Sprachen durchaus nicht selten. Daher rührt das oft zitierte Wort von „grammar as frozen metaphor" (Claudi/Heine 1986: 312).

**15.** Wenn hier die Rolle, die die Metapher in der natürlichen Sprache spielt, auch nur skizzenhaft dargestellt werden konnte, so wurde doch klar, daß die Metapher das Wesen der Sprache in ganz entscheidener Weise mitbestimmt. Sagen wir es abschließend mit den Worten keines Geringeren als Jean Paul: „... daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern" (Jean Paul 1963: 184).

## Anmerkungen

1 Gute Literaturzusammenstellungen zur Metapher finden sich z.B. in Bußmann (1990: 484f.) und Blank (1997).

2 Vgl. dazu die zusammenfassende Darstellung in Nöth (1990: 39ff., 74ff., 128ff.).

3 Zu den linguistischen und kognitiven Grundlagen von 'metaphorischen Verschiebungen' vgl. Bierwischs Zwei-Ebenen-Semantik, skizziert in Bierwisch (1979).

4 Es ist für die natürliche Sprache geradezu charakteristisch, daß durch Sprachwandel (im allgemeinen unbewußt) herbeigeführte Verbesserungen der Sprachstruktur hinsichtlich eines Parameters oft notwendigerweise zur Verschlechterung der Sprachstruktur hinsichtlich eines anderen Parameters führen. Die hier diskutierte Konstellation ist ein Beispiel für die grundlegende Erkenntnis, daß eine hinsichtlich sämtlicher Parameter ideale Sprachstruktur nicht möglich ist. Vgl. dazu Wurzel (1994: 28ff. und 76ff.).

5 Der erste bekannte Versuch einer Typologisierung von Metaphern wurde übrigens bereits von Aristoteles in seiner 'Poetik' vorgenommen!

6 Vgl. hierzu Punkt 14.

7 Es ist nicht uninteressant, daß eine gegenläufige Entwicklung aber geradezu typischerweise bei Metonymien vorkommt, vgl. z.B. *(das) Schreiben* und *Mischung*, beides: Abstraktum (Tätigkeit) > Konkretum (Ergebnis der Tätigkeit: Objekt).

8 Die erste modernere Darstellung der Belebtheitshierarchie findet sich in Silverstein (1976).

9 Oft kommen in der Grammatik der einzelnen Sprachen weitere Differenzierungen hinsichtlich der Belebtheit vor, speziell bei Menschen und Tieren. So gehören z.B. im Altrussischen nur die Bezeichnungen für freie und gesunde männliche (!) Personen in die Klasse mit dem höchsten Belebtheitsgrad; im Frühneuhochdeutschen wird zwischen höheren und niederen Tieren (Grenze: zwischen Vogel und Fisch) unterschieden usw.

10 Die Hierarchie bezieht sich (wie die folgende Tabelle (4) zeigt) nicht nur auf die Bezeichnungen für die jeweiligen Individuen (Menschen, Tiere usw.), sondern zugleich auf die ihrer Teile, ihres Verhaltens usw.

11 Hier berührt sich dieser Typ der Metaphernbildung damit eng mit dem Typ 'Vom Konkreteren zum Abstrakteren', und es ergeben sich die entsprechenden Klassifizierungsprobleme. Vgl. dazu auch Punkt 14.

12 Interessante Beispiele für eine Metaphernbildung Tier > Gerät treten häufig dann auf, wenn in einer Sprache der technische Wortschatz der gesellschaftlichen Entwicklung angepaßt werden muß. So haben im Swahili die Wörter *ndege* und *kifaru*, die traditionell 'Vogel' bzw. 'Nashorn' bedeuten, in jüngerer Zeit zusätzlich die Bedeutungen 'Flugzeug' bzw. 'Panzer' angenommen.

13 Nach der Belebtheitshierarchie möglich, aber sehr rar (weshalb sie auch nicht in die Übersicht (4) aufgenommen wurden) sind Tier > Pflanze wie *Fette Henne*, Mensch > Tier wie *Sekretär* 'ein Laufvogel', Mensch > Pflanze wie *Stiefmütterchen* und Mensch > unbelebte Erscheinung wie *Bischof* 'Grog aus Weißwein'.

14 Dieses Prinzip geht auf J.R. Ross zurück. Seine erste schriftliche Erwähnung findet sich in Cooper/Ross (1975).

15 Das paßt zusammen mit den allgemeinen Prinzipien der Sprachveränderung. Beispielsweise kommen in der phonologischen Entwicklung (Lautentwicklung) sowohl Monophtongierungen als auch Diphthongierungen vor (beides übrigens beim Übergang vom

Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen). Diese beiden Typen von Veränderungen verhalten sich widersprüchlich zueinander. Nichtsdestoweniger ist jeder von ihnen motiviert und insofern erklärbar. Vgl. dazu auch Fußnote 2.

16 Es sei zumindest erwähnt, daß die Metapher bei der Grammatikalisierung eng mit der Metonymie interagiert; vgl. Stolz (1991: 10f.) und Hopper/Traugott (1993: 77ff.). Auf diese Problematik kann hier leider nicht näher eingegangen werden.

17 Vgl. dazu Stolz (1991, 1992a).

## Literatur


Anttila, R. ([2]1989), *Introduction to Historical and Comparative Linguistics*. Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins.

Bierwisch, M. (1979), Wörtliche Bedeutung – eine pragmatische Gretchenfrage. In: G. Grewendorf (Hg.), *Sprechakttheorie und Semantik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp; 119–148.

Blank, A. (1997), *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*. Tübingen: Niemeyer.

Bußmann, H. ([2]1990), *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.

Claudi, U./B. Heine (1986), On the metaphorical base of grammar. In: *Studies in Language* 10, 2; 297–335.

Cooper, W.E./J.R. Ross (1975), World order. In: R.E. Grossmann et al. (eds.), *Papers from the Parasession on Functionalism*. (= Chicago Linguistic Society). Chicago: CLS; 63–75.

Holz, H.H. (2000), Die Bedeutung von Metaphern für die Formulierung dialektischer Theoreme. *In diesem Band*.

Hopper, P./E.C. Traugott (1993), *Grammaticalization*. Cambridge: Cambridge University Press.

von Humboldt, W (1836), *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Dümmler.

Kluge, F. ([18]1960), *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. von W. Mitzka. Berlin: de Gruyter.

Meillet, A. (1921), *Linguistique historique et linguistique générale*. 2vols. Paris: Klincksieck.

Nöth, W. (1990), *Handbook of Semiotics*. Bloomington: Indiana Univerity Press.

Jean Paul (1963), Vorschule der Ästhetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. In: *Werke*, 5. Bd., hgg. von N. Miller. Münschen: Hander, 7–514.

Paul, H. ([4]1909), *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle: Niemeyer.

Pfeifer, W. et al. ([2]1993), *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin: Akademie-Verlag.

Silverstein, N. (1976), Hierarchy of features and ergativity. In: R.M.W. Dixon (ed.), *Grammatical Categories in Australian Languages*. Canberra: Australian Institute of Aboriginal Studies, 112–171.

Stolz, Th. (1991), *Von der Grammatikalisierbarbeit des Körpers. I. Vorbereitung*. ProPrins. Arbeitspapier Nr. 2. FB Sprach- und Literaturwissenschaften an der Universität GH Essen.

Ders. (1992a), *Von der Grammatikalisierbarbeit des Körpers. II. Einleitung, 1: Kritik der 'Grammatik mit Augen und Ohren, Händen und Füßen'*. ProPrins. Arbeitspapier Nr. 7.

FB Sprach- und Literaturwissenschaften an der Universität GH Essen.

Ders. (1992b), *Sekundäre Flexionsbildung*, 2. Bände. Bochum: Brockmeyer.

Wurzel, W. U. (1984), *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*. Studia Grammatica XXI. Berlin: Akademie-Verlag.

Ders. (1994), *Grammatisch initiierter Wandel*. Unter Mitarbeit von A. und D. Bittner. Projekt 'Prinzipien des Sprachwandels', Bd. I. Bochum: Brockmeyer.

Werner Neumann

# Bemerkungen zum Vortrag von Hans Heinz Holz

Ich begrüße es, daß in einem gedankenreichen, „tiefschürfenden" Text von philosophischer Seite auf die Notwendigkeit der Metaphorik eingegangen wird und ausdrücklich von „notwendigen Metaphern" die Rede ist. Bei Philosophen findet man öfter die Befürchtung, Metaphern könnten den Realitätsbezug sprachlicher Aussagen beeinträchtigen und stünden der Objektivität, wohl auch der Wahrheitskontrolle im Wege. Man bevorzugt, zumindest deklarativ, nach Eindeutigkeit strebende Terminologien. Mir liegt die Auffassung näher, daß die Sprache schon von ihrer Entstehung her und in ihrem grundsätzlichen Funktionieren metaphorisch ist. Schon bei ihrem Ursprung ist der mutmaßliche Übergang von interjektionalen Reaktionen und deiktischen Bewegungen angesichts einzelner, als relevant empfundener Objekte zu einer Repräsentation der Invarianten in rekurrenten Situationen, des Allgemeinen, Metaphorik. Insofern ist, um es romantisch zu sagen, schon die elementare Laut-Bedeutungs-Zuordnung Poesie. Nur auf dieser Grundlage wird erreicht, daß sprachliche Äußerungen auch in situationsabhängigen, weder ort- noch zeitgebundenen, kontextfreien Elementkombinationen differenzierte Bewußtseinsinhalte darstellen können. Eine weitere, phylogenetisch geschaffene Voraussetzung ist allerdings ein in der Struktur der ausgebildeten Sprache verfestigter Mechanismus von Verfahren der unterscheidenden Elementkonstitution und der Komplexbildung. Zwischen beiden Verfahren gibt es eine unaufhörliche Wechselwirkung. Strukturierte Komplexe können als Konstituenten, quasi als sekundäre Elemente, in Texten auftreten, zugleich sind in ihnen Subkonstituenten analysierbar: je nachdem Lexeme, Morpheme, Phoneme, distinktive Merkmale.

Da von Hegel die Rede war, will ich erwähnen, daß auch ein bei ihm so grundlegender Begriff wie der „Geist" seine metaphorischen Wurzeln hat. Bis heute gibt es im Deutschen, wie übrigens auch im Englischen, eine

zweite Bedeutung des Wortes, 'Gespenst'. Sie gehört, wie der Sprachhistoriker zeigen kann, zu den älteren. Sie ist in den älteren germanischen Sprachzuständen merkwürdig verschränkt mit Bezeichnungen von 'Gemütsbewegungen', so daß vielleicht eine 'Ekstase' und dabei auftretende Visionen (in kultischen Handlungen?) als Bindeglied angenommen werden können. Jedenfalls läßt sich an unserem Beispiel ablesen, daß es einen Ausgangspunkt bei konkreteren, sinnlich erlebbaren oder zumindest vorstellbaren Inhalten gibt. Sprachgeschichtlich kann man im weiteren geradezu dramatische Prozesse verfolgen. Bei der Christianisierung der germanische Stämme auf dem heute deutschen Gebiet mag im Bereich der angelsächsischen Mission einem Franken das Bekenntnis zum „Spiritus sanctus", *ih giloubu in heilagan geist*, geklungen haben wie „ich mache mir angenehm/vertraut das unverletzliche Gespenst" (oder „die unantastbare Erregung"?). Vor seinem bairischen Zeitgenossen, soweit er im Einzugsbereich der gotischen Mission stand, erschien

*ther wiho atum* „der heilige Atemhauch".

Hier ist die Äquivalenz zu *spiritus sanctus* bzw. seiner griechischen Entsprechung augenfälliger, aber schon im Lateinischen (und im Griechischen) mit einem in der Etymologie konservierten oder rekonstruierbaren Rückzug auf eine sinnliche, höchst körperliche Erfahrungswelt. Es sei angemerkt, daß im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm der Artikel GEIST (von Rudolph Hildebrand) Bucheslänge hat.

Unser Wahrnehmungsapparat ist auf eine geosoziale Umwelt eingestellt. Wir dürfen annehmen, daß er im Alltag relativ adäquat ist – wie bei Tieren, die jeweils spezifische „Fenster" für Licht, Farbe, Töne, taktile Reize u.a.m. haben. Bei der wissenschaftlichen Erschließung des Kosmos und der Mikrostruktur der Realität zeigt sich aber die Eingeschränktheit unserer unmittelbaren Perzeptionsfähigkeit. Nur Formeln der Mathematik und eben Metaphern der natürlichen Sprache, die letztlich von den „Fenstern" ausgehen, können die kognitive Annäherung vermitteln und fixieren, nicht nur „Galaxis" ('Milchstraße'), sondern auch „Nebel", „Schwarzes Loch"; neuerdings „Strings" ('Fäden', 'Saiten', wohl aber noch ohne feste deutsche Entsprechung). Es sind Alltagsbilder für äußerst komplizierte Struktur- und Funktionszusammenhänge, die dem vorgegebenen Wahrnehmungsapparat verschlossen sind.

Der Wissenschaft bleibt kein anderer Weg, als aus sprachlichen, kom-

plexen Ausdrücken Elemente auszugrenzen und per conventionem als Termini festzulegen, die sie mit ihren begrifflichen, wahrnehmungsfernen Inhalten auffüllt. Solche Auffüllungen gibt es schon in der Geschichte der natürlichen Sprachen spontan. Die historische Sprachwissenschaft vermag an vielen Beispielen zu zeigen, daß die Bezeichnungen für zeitliche Verhältnisse auf solchen für räumliche fußen, die Zeit somit als Raum dargestellt wird, und daß kausale Ausdrücke wiederum aus zeitlichen hervorgingen. Die Wissenschaft kann solche Vorgänge lediglich gezielt, zweckorientiert und systematisch, einleiten und steuern.

Interessant sind auch die Parallelen, die sich in verschiedenen Sprachen bei der metaphorischen Aneignung unanschaulicher Inhalte ergeben. Liegen enge historische Kontakte zwischen den Sprachgemeinschaften vor, ist sogar mit einem längerdauernden Bilinguismus in der Gesellschaft zu rechnen, dann gehen sie vielfach auf Lehnübersetzung zurück. Die Doublette „Tradition" und „Überlieferung" im Deutschen legt nahe, das letztere als Glied-für-Glied-Übersetzung von lateinisch *tra(ns)-ditio* zu betrachten und in ihm eine Variante für das noch direkter anschließbare Wort „Übergabe" zu sehen.

Bodo Friedrich

# Die deutsche Sprache in einer globalen medialisierten Warenwelt – Zum Sprachelend in Deutschland*

Meine Damen und Herren,
gestatten Sie mir, dafür zu danken, dass ich vor Ihnen – mit Goethes Faust gesprochen – über „mein geliebtes Deutsch" reden kann, für einen Deutschlehrer und Sprachdidaktiker nicht nur ein Gegenstand der Lehre und Forschung, sondern auch ein Gegenstand ästhetischer und emotionaler Beziehungen. Zugleich scheint mir das Thema Ihrer Sozietät sehr angemessen, denn der, der ihr den Namen gegeben hat, Leibniz, hat zu seiner Zeit mit zwei programmatischen Schriften zur Situation der deutschen Sprache entschieden Stellung bezogen.
Die Behandlung des Themas ist der Hochalpinistik vergleichbar: Absturz droht nach allen Seiten. Zum einen ist jeder von Ihnen erfahren im hoch spezialisierten Gebrauch dessen, worüber ich reden will, kennt das in gelungenen Sätzen beglückende, in sich spröde versperrenden Formulierungsprozessen auch quälende Ringen mit dem Medium Sprache. Zum anderen enthält das Thema zu jeder der von Ihnen vertretenen Wissenschaftsdisziplinen Bezüge, so dass, was Goethe wohlwollend Dilettantismus genannt hat, notwendig die Folge ist.

Der Komplexität des Themas war nicht zu entgehen. Da mir ein Rückzug auf die begrenzteren und heimatlichen Gefilde der Pädagogik und Didaktik nicht zulässig erschien, hatte ich nach einem Weg zu suchen, der Vielfalt Herr zu werden. Wegen der Knappheit der mir zur Verfügung stehenden Zeit werde ich Ihnen, um einen Zusammenhang herzustellen, meinen Gedankengang in 6 knappen Thesen vorlegen. Das Papier enthält auf der Rückseite ein Beispiel für das Deutsch der Chat-Praxis. Mein Text ist dreifach gestuft. Auf einer zweiten Ebene werde ich die Thesen diffe-

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 20. Mai 1999.

renzieren und argumentativ zu stützen versuchen. Auf einer dritten, die ich aus Zeitgründen nur partiell vortragen kann, sind Konkretisierungen und Beispiele formuliert. Vieles muss ich übergehen, einiges auch offen lassen, als Frage formulieren, weil ich keine Antwort habe. Ich vertraue darauf, dass Sie in der Diskussion schon differenzieren werden, was ich nur andeuten oder als Problem formulieren kann.

Seien Sie nicht enttäuscht, wenn ich zu den Phänomenen, mit denen üblicherweise der gegenwärtige Sprachzustand kritisch beschrieben wird, also zu LQI und Sprachmanipulation, zu Euphemismen und Ausdrücken der Fäkalsprache, zum Gebrauch des Passivs, der Infinitive, des Plusquamperfekts, der Genitivattribute, von Substantiven und Satzungetümen, außerdem zu Ämter- und Juristendeutsch, Wissenschaftskauderwelsch, Jugendsprache und Stilbrüchen nichts oder nur sehr wenig sagen werde. Ich wollte aus dem Vortrag keine kabarettistische Veranstaltung machen, eine Gefahr, der man kaum entgehen kann, wenn man etwa das Ämter- oder Juristendeutsch oder gar die Politikersprache ins Visier nimmt. H. Kohls Definition: „ Die Wirklichkeit ist anders als die Realität." oder „ Ich weiß zwar nicht, was er denkt, aber ich denke ähnlich wie er." (über Fr. Mitterand) und ähnliche Leistungen sind schon ins Repertoire der Stilblüten aufgenommen (es gibt bereits eine publizierte Sammlung mit einem Vorwort von Dieter Hildebrand). Zwerenz charakterisiert die Sprache der deutschen Politiker als „ Gerede, ein Pudding von Banalitäten, verkitschten Worten, verrutschten Floskeln, ein Jammerwerk an nichts als Ungenauigkeit und Augenauswischerei." (1967, 177) Zum anderen wollte ich auch nicht sarkastisch werden. Welches Maß an Sprachmanipulation und Sprachverrohung „der schäbige Jargon der Jetztzeit" (Peter Wapnewski) gegenwärtig erreicht hat, kann man an Politiker- und Medientexten zum Kosovokrieg täglich erfahren. Des olivgrünen J. Fischers Prägung „Menschenrechtskrieg" scheint direkt aus Orwells Newspeak übernommen. Und wer kann sich ein Wort wie „Kollateralschaden" ausgedacht haben? Ein Ulrich Beck wird in der „Süddeutschen Zeitung" kreativ: „ Mit den Vernunftbomben auf Milosevic wird sozusagen der militärische Euro eingeführt." und zwar von einem „neuen Kreuzrittertum der Menschenrechte" , das den „militärischen Pazifismus der humanitären NATO" verkörpert. Nein, das wollte ich Ihnen nicht antun. Der Jargon der Kriegsberichterstattung markiert einen Tiefstand der Sprache, des Denkens und des

Gewissens, der sogar den Deutschen Journalistenverband veranlasst hat, gegen die „Hetzsprache" einzuschreiten (Meldung im ND vom 31.3.1999). Doch diese LQI ist keine spezifische Eigenschaft der deutschen Sprache. Deborah Tannen belegt in ihrem Buch „Laß uns richtig streiten!", dass das gegenwärtige Amerikanisch von Kriegs- und Kampfsportbegriffen durchtränkt ist. Genug von den Erscheinungen!

Der Gesichtspunkt, unter dem ich das Thema behandele, ist nicht der der Experten für dieses Thema, nicht der der sogenannten 'Sprachkritik'.

Deren Analysen und Wertungen, obwohl im Einzelnen zutreffend, sind mir bei der Betrachtung der Phänomene zu elementaristisch und national borniert, bei der Begründung zu ideengeschichtlich reduziert.

Ich will vielmehr versuchen – der komplexeren Sichtweise der Sprachdidaktik folgend, die immer das Ganze im Auge haben muss, sich nie auf Teilaufgaben zurückziehen kann –, den jämmerlichen Zustand der deutschen Sprache der Gegenwart und die Befürchtungen, die man in Bezug auf ihre Zukunft haben muss, aus der Totalität der die Sprache und den Sprachgebrauch determinierenden Faktoren zu erklären, und dazu Probleme formulieren.

**These 1.**
**Sprachentwicklung und -veränderung ist von der politischen und ökonomischen Geschichte nicht zu trennen. Gegenwärtige Sprachzustände können nicht nur innersprachlich erklärt werden.**

Dieser Zusammenhang zeigt sich im Prozess der Entstehung und Verbreitung der Nationalsprachen Europas und auch an den Phänomenen, die gegenwärtig als „Verlust der Sprachkultur" (Barry Sanders 1994, dt. 1995) beschrieben werden können.

1492, im selben Jahr, in dem Christopher Columbus aufbrach, um den westlichen Seeweg nach Indien zu finden, veröffentlichte der Rhetorikprofessor der Universität Salamanca Elio Antonio de Nebrija seine „Gramàtica de la lengua Castellana", die erste große europäische Grammatik einer Volkssprache. In seinem Widmungsschreiben an die Königin Isabella III. begründet er den Nutzen seines Werks für das spanische Reich und die Herrschenden mit Argumenten auf drei Ebenen: die erste betrifft

das Verhältnis von Sprache und Herrschaft. „ Die Sprache" , so argumentiert er, „war immer Begleiterin des Imperiums" oder, in einer anderen Übertragung: „Die Sprache hat immer die Macht begleitet." Ein klassischer und seither viel zitierter Satz. Er erläutert das an den drei Sprachen der Bibel, dem Hebräischen, dem Griechischen und dem Lateinischen und an der Entwicklung und am Verfall des Jüdischen, Griechischen und Römischen Reiches (vgl. H. Ivo 1994).

Der zweite Argumentationskomplex betrifft die Geeignetheit des Kastilischen als Sprache der Herrschaft und die Notwendigkeit der Emanzipation vom Lateinischen. Daraus leitet er drittens die Notwendigkeit einer Grammatik der Volkssprache ab, denn erst wenn die Volkssprache „unter die Herrschaft der Kunst der Grammatik" gebracht wird, erreicht sie die Qualität, die notwendig ist, um in ihr überzeitliche literarische Werke zu schaffen und „ eine nationalkulturelle Identität auszubilden" (H. IVO 1994, 85). Schließlich fordert er entschiedene sprachplanerische und sprachpolitische Maßnahmen und zwar: „anderen Völkern unsere Sprache beizubringen" (a.a.O., 87).

Der Zusammenhang von Sprache und Politik, dessen Entdeckung im deutschen Schrifttum oft Carl Gustav Jochmann (1828) zugeschrieben wird, war also bei Nebrija längst formuliert und sogar andeutungsweise um die ökonomische Komponente erweitert. Hatte Dante 1305 in seiner Begründung der Verwendung der Volkssprache („Über das Dichten in der Muttersprache" ) noch – wie wir heute sagen würden – linguistisch und lernpsychologisch argumentiert und zwei Stufen des Sprachbewusstseins unterschieden, bleibt die politische Begründung de Nebrijas ein Argumentationsmuster der Sprachwissenschaft in den nächsten Jahrhunderten. So findet man wiederum in einer Widmung, und zwar der des „Dictionnaire" der Académie Française an Ludwig XIV., 1694, den Satz: „Während wir uns bemühen sie (die französische Sprache, B.F.) zu verschönern, tragen Eure siegreichen Waffen sie ins Ausland; wir gestalten sie durch unsere Arbeit einsichtiger, Ihr macht sie durch Eure Eroberungen unentbehrlich."

In der deutschen Tradition – vor Jochmann wären die Sprachgesellschaften, Leibniz, Herder, Campe und auch Goethe zu nennen – wird ein Zusammenhang von Sprache und Politik hergestellt, um den beklagenswerten, unentwickelten, von fremden Sprachen (dem Lateinischen und

dem Französischen) überfremdeten Zustand des Deutschen zu erklären. So wird die Vorherrschaft des Lateinischen in der Wissenschaft als eine kulturelle Differenz erklärt, die des Französischen (als Herrschaftssprache) als soziale Differenz, für die die Politik der Hohenstaufen, die Gegenreformation, der 30jährige Krieg, die Zersplitterung Deutschlands und das Fehlen eines hauptstädtischen Zentrums verantwortlich gemacht werden müßten. In romanischsprachigen und auch in englischsprachigen Ländern, die die Welt kolonisieren, wird dahingegen aktive Sprachpolitik betrieben. Und das bis zur Gegenwart. Man muss gar nicht nach Frankreich blicken, das in solchen Argumentationszusammenhängen als Musterbeispiel angeführt wird. Das amerikanische Englisch wird von Wirtschaftsverbänden massiv gefördert. Spenden an Universitäten werden von der Absetzung einer etablierten Sprache zugunsten des Angloamerikanischen abhängig gemacht. „Eine wirtschaftliche Weltmacht" , schreibt Cl. Hagège (1996, 37), „widmet ihrer Sprache die gleiche Aufmerksamkeit wie der Eroberung von Absatzmärkten. ... Der Export der Sprache öffnet ... den Weg für die Warenströme." Wirtschaftskraft allein reicht aber nicht aus, um der Sprache eines Landes international Geltung zu verschaffen. Das kann am Japanischen wie am Deutschen gezeigt werden. Ökonomische Leistungskraft, technologischer und wissenschaftlicher Vorsprung muss sich in politischem Willen und in politischen Interventionen ausdrücken. Dabei spielen Schulgesetze eine nicht unwichtige Rolle. Die Wahl einer Sprache zur ersten Fremdsprache im Bildungssystem eines Landes ist eine politische Entscheidung. 1991, ein Jahr nachdem VW Škoda gekauft hatte, wurde in Tschechien Deutsch anstelle von Englisch 1. Fremdsprache.

(Beispiele aus der deutschen Geschichte: Rolle der Hanse und des Schwertritterordens als Totengräber slawischer Sprachen: des Altpreußischen, des Ostseeslawischen, des Kaschubischen; Problematik des Sorbischen; Beispiele aus der französischen Kolonialgeschichte: Amtssprache in Benin, Kongo, Gabun, Niger; Amtssprache neben Englisch in Kamerun; Amtssprache neben Arabisch in Mauretanien, Tschad; Amtssprache neben einer afrikanischen Sprache in Burundi, Ruanda; Amtssprache neben mehreren afrikanischen Sprachen in Elfenbeinküste, Senegal, Zaire)

**These 2.**
**Die Phänomene des „Verlusts der Sprachkultur" können auf drei Ebenen beschrieben werden:**

- der Ebene der Liquidierung von Sprachen: des Sprachsterbens;
- der Ebene der Zurückdrängung und des Funktionsverlusts rezenter Sprachen zugunsten kolonisierender Sprachen, gegenwärtig des dominierenden, global durchgesetzten amerikanischen Englisch;
- der Ebene des schleichenden Qualitätsverlusts und des massiven Missbrauchs der Sprache zugunsten von Interessengruppen in allen den Entwicklungsgesetzen des globalen Kapitalismus unterworfenen Sprachen.

## 2.1. Sprachsterben

In einer globalen Perspektive muss von einem dramatischen, nicht aufzuhaltenden Sprachsterben gesprochen werden. Von den gegenwärtig noch existenten 5 000 bis 10 000 Sprachen werden – wie Jürgen Trabant 1998 prognostiziert – im nächsten Jahrhundert nur wenige hundert Sprachen überleben.

Dass es lebende und ausgestorbene und immer auch sterbende Sprachen gibt, kann zunächst als Faktum registriert werden. Interessanter ist das Problem, worin die jeweiligen Ursachen für die Ausbreitung und das Verschwinden von Sprachen bestanden haben. Für die gegenwärtige Sprachsituation in Europa ist Folgendes zu konstatieren:

Mit der Entstehung der Nationalstaaten war einerseits eine Entwicklung von funktionell hoch entwickelten National- und Verkehrssprachen verbunden, andererseits führte sie zu einer sprachlichen Kolonisierung und Vernichtung der Sprachenvielfalt im Inneren der Nationalstaaten. Der Nationalstaat „ dünnt", wie Uwe Pörksen formuliert, „die Sprachen aus" (1988, 16). Das könnte am Beispiel des Französischen (Verdrängung des Occitanischen und von 11 Kulturdialekten im mittelalterlichen Frankreich zugunsten des Franzischen im offiziellen Sprachgebrauch innerhalb weniger Jahrzehnte, vgl. H. Haarmann 1983, 242ff.) ebenso wie am Beispiel des Englischen belegt werden. Wenige dominante Kultursprachen

breiten sich rapide auf Kosten ehemaliger sprachlicher Vielfalt aus. Die Entwicklung der Sprachen und Kulturen ist nicht egalitär.

Von den gegenwärtig in Europa gesprochenen Sprachen sind – nimmt man die Zahl ihrer Sprecher als ein Indiz für Lebensfähigkeit, wie das Haarmann (1983) macht – in Folge des sogenannten Assimilationsdrucks 6 Sprachen akut bedroht (*Ingrisch* – Geb. Petersburg; *Istro-Rumänisch; Karaimisch* – Litauen, Ukraine; *Kornisch* – Cornwall; *Livisch* – Lettland; *Manx-Gälisch* – Insel Man; *Votisch* – Geb. Petersburg), 7 weitere (unter 10.000 Sprecher) stark und 29 (unter 1 Million Sprecher) prinzipiell gefährdet (a.a.O, 104 ff.). Das Deutsche als Nr. 12 unter den verbreitetsten Sprachen der Welt (vgl. D. Crystal 1993, 287) ist nicht darunter.

Der Prozess der 'Assimilation', linguistisch-euphemistischer Ausdruck für den Prozess des Sprachsterbens, vollzieht sich in Teilprozessen:

- Übergang zu einer anderen als der nationalen Primärsprache durch nachfolgende Generationen, die in einer multilingualen Umgebung leben;
- Desintegration der nationalen Sprache durch partielle und schließlich totale Funktionslosigkeit;
- Verlust der Multilingualität von Sprechergruppen und erneute Monolingualität in Bezug auf die assimilierte Sprache;
- Sterben der letzten Sprecher einer Sprache (n. H. Haarmann 1983).

Im Gefolge imperialer Politik wurde dieser Kolononisierungsprozess auf sprachlichem Gebiet erstens beschleunigt und zweitens auf andere Kontinente übertragen. So sind auf dem amerikanischen Kontinent im vergangenen und in diesem Jahrhundert Hunderte von Sprachen durch Genozid ausgerottet worden (vgl. J. Trabant 1998, 30). Prinzipiell gleiches muss von Afrika, Asien, Australien und Ozeanien festgestellt werden. (In Australien sind von 200 einheimischen Sprachen gegenwärtig noch 50 übrig geblieben. Es gab aber 1990 keinen einzigen monolingualen Aborigine mehr.) Gegenwärtig setzt sich der Prozeß der Vernichtung der Artenvielfalt bei den Sprachen unter dem Druck ökonomischer, politischer und kultureller Globalisierungsprozesse beschleunigt fort. Eine sprachökologische Gegenbewegung ist nicht festzustellen. Die UNESCO führt zwar rote Listen für aussterbende Tiere und Pflanzen und bemüht sich um den Erhalt von Kathedralen und Tempelanlagen als Weltkulturerbe, ein Bewusstsein der Notwendigkeit, Sprachen zu erhalten, gibt es nicht, höchstens auf dem Gebiet der Dialekte.

Die Linguistik trägt, wie Peter Mühlhäusler meint, infolge ihrer fast ausschließlichen Beschäftigung mit einer Handvoll literater Sprachen zu einer sich beschleunigenden globalen Vernichtung „sprachlicher Biodiversivität" (177) bei.

## 2.2. Sprachliche Globalisierung und Tendenz zur sprachlichen Monokultur

Die Vernichtung von Sprachen bleibt aber nicht bei den kleinen Sprachen stehen. Globalisierung führt zu Monokulturen, auch auf dem Gebiet der Sprachen. Doch das ist zu passivisch ausgedrückt. „ Monokulturen werden durchgesetzt." (U. Pörksen 1988, 16) Im Zeitalter der Globalisierung werden zunehmend auch schriftsprachlich ausgebaute Nationalsprachen wie das Deutsche und das Französische betroffen.

Diese sprachliche Globalisierung ist im vollen Gange. Das Englische, eigentlich das amerikanische Englisch, breitet sich als lingua franca der Welt mit solcher Schnelligkeit aus und gewinnt einen solchen Einfluss, dass – wie W. Viereck bereits 1984 festgestellt hat – „eine vollständige und zuverlässige Dokumentation unmöglich" wird.

In der professionellen Sprachkritik wird dieses Problem unter 'Sprachpurismus' behandelt, also aus der Perspektive der Reaktion und Abwehr und zusätzlich reduziert auf Phänomene des Lexikons. Dieser Ansatz scheint mir inadäquat. Denn er erlaubt nur, die Prozesse, die zu puristischen Reaktionen geführt haben, und zwar auf der innersprachlichen Ebene zu erfassen. Und er behandelt folglich die auslösenden Prozesse nur als gewissermaßen unbeeinflussbare, naturgegebene, gesetzmäßig wirkende Ursachen. Ihre gesamtgesellschaftliche Dimension und der hinter ihnen stehende ökonomische und politische Wille wird auf diese Weise nicht erkannt.

War es im 16. und 17. Jahrhundert das Französische, das die deutsche Sprache durchdrang, das nur durch eine breite intellektuelle Gegenbewegung in den bildungstragenden Schichten zurückgedrängt werden konnte, ist es gegenwärtig ein jeweils assimiliertes amerikanisches Englisch, das das Deutsche und andere europäische Sprachen überrennt. Auf Beispiele aus der Alltagssprache, aus den Medien, der Popkultur und der Werbung will ich verzichten.

Die Weltgeltung des Englischen ist nicht zufällig. Sie hängt vor allem mit zwei Faktoren zusammen: der Expansion des englischen Kolonialreichs und dem Auftreten der USA als dominierender Wirtschafts- und Militärmacht im 20. Jahrhundert. Renommiersucht (man denke an Bourdieus Gerophagietest), Zwänge für die Werbung und Mediendominanz sind die Folge, weitere Argumente ergeben sich aus der Notwendigkeit eines internationalen Verständigungsmittels in der UNO und ihren Hilfsorganisationen sowie im internationalen Luft- und Seeverkehr. Für die Favorisierung des Englischen werden auch innersprachliche Eigenschaften angeführt. Das Englische sei als eine Mischsprache aus Keltischem, Lateinischem, Normannischem, Angelsächsischem, Dänischem und Norwegischem, Frankonormannischem und Französischem für Angehörige vieler Sprachgemeinschaften leicht zu lernen. Es verkörpere einen Sprachtyp, der weitgehende Abschaffung von Genera und Flexion mit großer kommunikativer Kraft verbinde, und gleiche damit weniger europäischen als vielmehr südostasiatischen und zentralafrikanischen Sprachen (C. Hagège 1996, 35). Es ließe sich leichter in Pidgin-/Kreolsprachen oder NNVE-Sprachen (Non-Standard-Varities of English) verwandeln als beispielsweise die normativ erstarrten Sprachen Deutsch und Französisch. Es sei eine sehr wortreiche und ausdrucksstarke Sprache. Schon Jacob Grimm hat „reichthum, vernunft und gedrängte(r) fuge" am Englischen gerühmt (n. v. See 1984, 244). Schließlich: Es eigne sich gut als erste Fremdsprache. Dem widerspricht jedoch der Erlanger Anglist Erwin Wolff, der das Englische von allen in Frage kommenden Fremdsprachen wegen fehlender Transferierbarkeit für die ungeeignetste erklärt. Ein Irrtum sei es auch, so U. Ammon (1985, 69), das Englische als Wissenschaftssprache für unproblematisch zu halten. Eine Befragung habe ergeben, dass nicht einmal deutsche Anglisten einen publikationsreifen englischen Wissenschaftstext herstellen könnten. Nichtsdestoweniger, der Siegeszug des Englischen scheint unaufhaltsam, obgleich nach einer 1999 veröffentlichten Befragung von 1037 Bundesbürgern 57% meinen, dass in Deutschland zu viele englische Wörter verwendet werden; in den neuen Bundesländern sind es nach FOCUS sogar 70%; und obwohl der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache" von Teilerfolgen bei den Werbeabteilungen verschiedener deutscher Unternehmen bei der Zurückdrängung des Englischen berichtet.

Im Unterschied zur Situation im 16. und 17. Jahrhundert regt sich unter den bildungstragenden Schichten in Deutschland kein Widerstand. Im Gegenteil, Linguisten wiegeln ab: es sei kein Sprachimperialismus zu fürchten. Deutsche Wissenschaftler, vor allem Naturwissenschaftler, Journalisten, Wirtschafts- und Finanzmanager wie Politiker wirken als Kollaborateure des angloamerikanischen Sprachimperialismus. In der Folge fließen englische Ausdrücke in die deutsche Sprache im Vergleich mit anderen europäischen Sprachen am wenigsten gehindert ein. Anders in Frankreich: Mitterand rief bereits vor Jahren alle frankophonen Länder „'zum Schulterschluss' gegen die amerikanische Übermacht auf" (P. Braselmann 1999, 7). Pompidou erklärte schon 1971: „Das Sprachproblem ist das wichtigste unserer Epoche." (a.a.O., 6) Die Diskussion um die Überfremdung durch das Englische nahm in Frankreich die Dimension einer nationalen Diskussion an und beschäftigt die ca. 2 000 französischen staatlichen, halbstaatlichen und privaten Sprachvereine und Terminologiekommissionen. Auslöser war eine Publikation von R. Etiemble „ Parlais-vous franglais?"

Das Franglais und – wie es vom „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache" für unser Land bezeichnet wird – das Denglisch sind schon dabei, die europäischen Landessprachen in wichtigen Funktionen zu verdrängen.

Einfallsschneisen des Amerikanisch-Englischen ins Deutsche sind die Medien, Jugend und Mode, die Popkultur, vor allem die Popmusik, Sport und Tourismus, Computer und Internet, Werbung, Wirtschaft und Finanzwesen, Militär, Diplomatie und Politik, die Wissenschaft, neuerdings auch das Bildungswesen und die Hochschulen. Beim Bildungswesen meine ich nicht den Fremdsprachenunterricht, der ist selbstverständlich, sondern die Forderung nach Fachunterricht im Englischen an deutschen Schulen und Hochschulen, womit ein Verlust der Fachsprachlichkeit des Deutschen verbunden ist. Fachhochschulen dürfen sich in Deutschland zwar nicht Universitäten nennen, aber mit dem Segen der Hochschulrektorenkonferenz 'Universities for applied studies' und die Berufsakademien 'Universities for cooperative education' (n. H. Schiedermayer 1999, 3).

Die wohl wichtigste der bedrohten Funktionen ist die, als Wissenschaftssprache zu dienen. Die Herausbildung der europäischen Sprachen als Nationalsprachen konnte nur erfolgreich verlaufen, weil es in einem

langen, teils 3 Jahrhunderte währenden Prozess – das gilt für Deutschland –, gelang, das Latein als Wissenschaftssprache durch die Volkssprachen zu verdrängen. Dies war eine nicht nur hinreichende, sondern auch eine notwendige Bedingung für die Ausprägung von Nationalsprachen. Zugleich war es ein revolutionärer, für die Demokratieentwicklung notwendiger Prozess. Die im 18. und 19. Jahrhundert ausgebildete, im 20. weiterentwickelte deutsche Wissenschaftssprache droht nun im 21. Jahrhundert liquidiert zu werden. Was, muss am Ende des 20. Jahrhunderts gefragt werden, wird aus einer Sprache, der innerhalb weniger Jahrzehnte die Wissenschaftssprache genommen wird, der somit eine notwendige Bedingung ihrer Entstehung abhanden kommt? Kann sie dann weiter existieren? Auf welchem Niveau? Wie lange noch? Ich denke nicht, dass ich die Situation dramatisiere. In den Naturwissenschaften ist Englisch zur fast ausschließlichen Publikationssprache geworden (1985 erschienen schon 50% der aus Deutschland kommenden Veröffentlichungen in Englisch). Am weitesten sind die Chemiker gegangen. Noch in den 30er Jahren war Deutsch Pflichtfach für amerikanische Chemiestudenten. Vor wenigen Jahren hat die Gesellschaft Deutscher Chemiker beschlossen, in ihren beiden bedeutendsten Fachzeitschriften nur noch englischsprachige Artikel zuzulassen. Das ist ohne Zweifel eine politische Entscheidung und eine mit Folgen für die deutsche Wissenschaftssprache und darüber hinaus für den Status und die Funktion des Deutschen generell. Auch in der Medizin, teilweise in der Psychologie und in der Linguistik, ist die auf Kongressen erwartete Sprache Englisch, gilt Deutsch schon als „anstößig" (U. Pörksen, 1994, 30). Hubert Markl wird mit der Forderung zitiert: „Heute würde ich keine Originalarbeit, auf deren Inhalt ich großen Wert lege, anders als englisch publizieren, und jeder meiner Doktoranden muß und will sich mit englischen 'Papers' ausweisen." (a.a.O., 31) Hier vollzieht sich in kürzester Zeit ein nicht nur für die deutsche Sprache folgenreicher Prozess, der den Betroffenen, wie Harald Weinrich in einer Anhörung vor dem Deutschen Bundestag festgestellt hat, nicht einmal ein Schwellenbewusstsein wert ist.

## 2.3. Qualitätsverlust und Sprachmissbrauch

sind meist gemeint, wenn von 'Krise der Sprache', 'Sprachverfall', 'Sprachelend' oder 'Verlust der Sprachkultur' die Rede ist. Sie zeigen sich heute vor allem an Phänomenen wie: Missachtung sprachlicher Normen, 'Plastikwörtern' (U. Pörksen 1988), Internetsprache, LQI (eigentlich ein zu enger Begriff: die von Klemperer als LTI beschriebenen Sprachmanipulation und Sprachverrohung ist nämlich im internationalen Rahmen zu beobachten), wachsender Analphabetismus, Verlust der Lesefähigkeit (funktionaler Analphabetismus), Verfall der literarischen Kultur.

Dieser „Verlust der Sprachkultur" wird nicht nur in Deutschland festgestellt. Auch in anderen europäischen Ländern (Frankreich, Großbritannien, Schweden, Tschechien, Ungarn) wie auch in den USA wird dramatischer Sprachverfall diagnostiziert. Ein vergleichender Überblick liegt allerdings nicht vor (vgl. Cl. Hagège 1996; zur Situation in Frankreich: P. Braselmann 1999). Die Wertungskriterien für Sprachverfall sind zudem uneinheitlich, zuweilen gegensätzlich.

In historischer Perspektive ist eine „Krise der deutschen Sprache" immer wieder diagnostiziert und ironisch gefragt worden: Warum muss die deutsche Sprache immer wieder gerettet werden? Für das 16. Jahrhundert wird die krisenhafte Situation von Mitgliedern der Sprachgesellschaften, für das 17. und 18. Jahrhundert z.B. von Leibniz festgestellt. Am Beginn des 19. Jahrhunderts, das nach P. v. Polenz die „ höchste und seither nicht wieder erreichte Stufe der deutschen Hochspracheentwicklung" markiert, stellt der Spätaufklärer Jochmann kritisch fest, dass die deutsche Sprache noch weit entfernt sei von der Klarheit des Ausdrucks bei Berkeley, Locke oder Hume (1828, 63). Ähnliche Aussagen in Bezug auf das Französische kann man bei Goethe nachlesen. Also anhaltende Krise, die die deutsche Sprache, ihren Entwicklungszustand, selbst betrifft? Diese Annahme vertritt auch F. Bopp, der dazu eine Theorie liefert: Sprachen seien Naturkörper, die sich nach bestimmten Gesetzen bilden, ein inneres Lebensprinzip entwickeln und nach und nach absterben. Den Höhepunkt der Sprachentwicklung glaubte er wie auch J. Grimm längst überschritten. In romantischer Rückwärtsgewandtheit behauptete J. Grimm: „vor sechshundert jahren hat jeder gemeine bauer vollkommenheiten und feinheiten der deutschen sprache gewusst, d.h. täglich ausgeübt", die nun verloren wä-

ren. Schleiermachers zwei Perioden der Sprachgeschichte, 1. die ursprachliche Periode der Vollkommenheit und 2. die geschichtliche Periode ständigen Sprachverfalls (vgl. von See 1984, 247), spiegeln die gleiche Auffassung. Jochmann macht sich darüber, ohne Namen zu nennen, lustig, indem er von „ gelehrte(n) Forscher(n)" spricht, die „ in den Windeln der Sprache" suchen, „als hätte in ihnen irgendein sprachschöpferischer Dalai-Lama seine göttliche Nothdurft verrichtet" (1828, 253). Anfang des 20. Jahrhunderts äußert dann der von der Sprachkritik viel gescholtene Eduard Engel die Zuversicht, „ daß der Gipfel des Sprachgeschlampes und Stilgeschluders überschritten ist" (1912, 14).

Gegenwärtig scheint so zu sein, dass, wie Uwe Pörksen in einem Vortrag vor dem Mannheimer Institut für deutsche Sprache vermutet hat: „Unsere politische Sprache (ist) dem, was uns alltäglich an Nachrichten erreicht, längst nicht mehr gewachsen, weit hinter dem Geschehen zurückgeblieben (ist). ... Was die Industriekonzerne alltäglich anrichten, ist in den Kategorien der Kriminalität längst nicht mehr zu fassen. Sie sind zu idyllisch. Ein Topmanager der Atomindustrie ist so wenig ein Verbrecher wie ein Atommeiler ein 'Meiler', ein Entsorgungspark ein 'Park' ist. Welche politische Sprache wäre solchen Sachverhalten gewachsen?" Dieses Zurückgebliebensein hinter der neuen Wirklichkeit betrifft aber nicht nur die Sprache der Politik. Unsere Sprache, im Kernbereich bis zum 19. Jahrhundert entstanden, versagt zunehmend vor der Wirklichkeit des 20. Jahrhundert, auch in der Alltags- und in der Wissenschaftssprache. Die Klage von Leibniz, dass „sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in den Dingen (ereignet), so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laster; und Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunst gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphysik auf die Bahn bringen" (1697, 10.452), ist durch die wortschöpfende Tätigkeit der deutschen Schriftsteller und Philosophen weithin (im Rahmen dessen, was in einer entwickelten Sprache überhaupt ausgedrückt werden kann) gegenstandslos geworden. Natürlich fehlt auch den deutschen Schriftstellern, wie Kurt Tucholskys Frage „Was machen die Blätter der Birke?" belegt, zuweilen

ein Wort, weil eben nicht alles, wofür unsere Sinne geschärft sind und was unsere Gefühle aufwühlt, lexikalisch belegt werden kann. Man denke auch an U. Ecos Aufforderung: „Man versuche nur einmal, den Unterschied zwischen dem Geruch des Eisenkrautes und dem des Rosmarins mit Worten zu beschreiben." (1994, 37) Aber die Schriftsteller können das Gemeinte, wenn sie denn sprachmächtig sind, durch Synonymeinkreisung (wie das bei Goethe und auch bei Thomas Mann zu beobachten ist) und durch Metaphern evozieren. Vor einem ernsthafteren Problem steht die Naturwissenschaft, z. B. die moderne Physik, deren Schwierigkeiten mit der Bezeichnung von Zeit und Raum, von Welle und/oder Korpuskel Heisenberg beschrieben hat: „Wir sind (daher) gezwungen, eine neue Sprache zu lernen, die der gewöhnlichen Sprache an vielen Stellen sehr fremd ist." Nötig sei das Verlassen des „unmittelbar sinnlichen erfahrbaren Bereich(s)" und des Raum(s) der aristotelischen Logik, „in dem sich unsere gewöhnliche Sprache gebildet hat und für den sie brauchbar ist." Und: „Eine neue Sprache bedeutet aber auch eine neue Art zu denken." (1961, 61) Goethe als Naturforscher hat dieses Problem bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts in genialer Weise vorausgesehen. In einem Gespräch mit Eckermann, 20. Juni 1831, sagt er: „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht so ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder vernichtet." Als Dichter sieht er jedoch einen Ausweg: „Sobald von tieferen Verhältnissen die Rede sei, trete sogleich eine andere Sprache ein, die poetische."

Inzwischen scheint diese Differenz von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten und Wirklichkeit den Alltag erreicht zu haben. Man kann sich nämlich fragen, ob die von U. Pörksen identifizierten, für die Sprache der Gegenwart typischen Plastikwörter das Ergebnis von Manipulation oder

nicht doch auch ein Versuch sind, der Komplexität einer immer unübersichtlicher werdenden Welt durch Reduktion auf austauschbare Lego-Wörter zu entgehen. U. Pörksen beobachtet eine Mathematisierung und Technologisierung der Umgangssprache, die einher geht mit einer enormen Reduktion des Lexikons auf einen Basiswortschatz von etwa 40 bis 50 Elementen, die er 'Plastikwörter' nennt. Das sind Wörter, die aus der Wissenschaftssprache kommen, wie z.B. das Wort 'Information', dort ihre Konnotationen verloren haben, mit der gewonnenen Abstraktheit wieder in die Alltagssprache transportiert werden, hier aber ihre exakte Begrifflichkeit verlieren, damit in allen möglichen Kontexten eingesetzt werden können, viel bedeuten und nichts mehr besagen. Mit Hilfe von Phrasendreschmaschinen, die es mittlerweile in verschiedenen Sprachen gibt, lassen sich aus diesen 40 bis 50 Stereotypen leicht etwa 8 000 bedeutungsvoll klingende Phrasen erzeugen. Diesen Prozess beschreibt Pörksen als einen der Entfremdung der Sprachnutzer von ihrer Sprache, denn die Plastikwörter nehmen den Sprechern oder Schreibern die Definitionsmacht. Sie sind in ihrer bedeutenden Inhaltslosigkeit vorgeprägt. Seine Schlussfolgerung: „Nachdem der Nationalstaat die Sprachen in seinem Territorium vereinheitlicht und standardisiert hat, werden sie nunmehr mit Hilfe eines kleinen Codes global gestanzt." (1988, 43). Die noch bestehenden Nationalsprachen werden „auf ein kleines internationales Vokabular" (17) reduziert. Bourdieu spricht in einem ähnlichen Zusammenhang von „Begriffen, die nach nichts aussehen, die aber eine ganze Philosophie im Schlepptau führen, eine ganze Weltsicht, welche Fatalismus und Schicksalsergebenheit erzeugt." (1998, 65) Auch wenn ein sprachplanerische Gesamtkonzept zur Manipulation durch „konnotative Stereotype" nicht anzunehmen ist, an ihrer Wirksamkeit im Rahmen der sprachlichen Verschleierung der globalen Interessen oligarcher Gruppierungen kann kein Zweifel bestehen.

Betrachtet man sich dann den Text in der Chat-Sprache des Internets (vgl. die Rückseite des verteilten Papiers), der mir nicht völlig untypisch zu sein scheint, dann springt die gleiche Tendenz, die Reduktion der Sprache auf Formeln, geradezu ins Auge. Man kann die Existenz einer Internet-Sprache leugnen. Man kann in ihr Tendenzen einer Vermündlichung der Schriftsprache, ihrer Onomatopoesierung erkennen, obgleich denen bereits Humboldt eine „gewisse Rohheit" zugeschrieben hat, man

kann eine Verenglischung, die Entwertung der Norm, die Enthemmung der Sitten und den Gestus der Lässigkeit entdecken und sie in die Liste der Sondersprachen aufnehmen. Für mich verliert das, was sich hier als Sprache darstellt, nicht nur alles, was ihre Form und ihre Norm ausmacht, sondern auch ihre wesentlichen Funktionen der Darstellung und des Ausdrucks. Übrig bleibt so etwas wie Kontaktkommunikation, ausgeführt mit sprachlichen Relikten in einem technischen Medium.

Am Schluss dieses Abschnitts steht die ratlose Frage, wie dieser Qualitätsverlust von Sprache bei einer Population erklärt werden kann, von der in empirischen Untersuchungen Daten erhoben werden, die nahelegen, dass sie immer klüger wird. So wurde ermittelt, dass der Anteil von Kindern mit mindestens gymnasial ausgebildeten Eltern bei den Geburtsjahrgängen von 1920 bis 1969 um 36% gewachsen ist. Intelligenzuntersuchungen in 14 Ländern weisen eine Zunahme des IQ zwischen 1950 bis 1980 um 5–25 Punkte aus.

## These 3.
## Besonderheit der Sprachkrise in Deutschland

Die Mehrzahl der übernational zu beobachtenden Verluste sind auch an der deutschen Sprache und am Sprachgebrauch in Deutschland festzustellen. Hinzu kommen nationale Spezifika.

### 3.1. Die wichtigste Besonderheit des Sprachelends in Deutschland besteht im Sprachbewusstsein der Deutschen, in der Einstellung der Deutschen zu ihrer Sprache.

Die kann im Vergleich zu anderen Nationen, etwa zur französischen, nur charakterisiert werden als Un- oder Unterentwickeltheit dessen, was man (in Anlehnung an F. Kainz) 'sprachliches Gewissen' nennen kann.

Die Einstellung der Mehrheit der Deutschen zur deutschen Sprache ist getragen von Gleichgültigkeit. Das Positivste, was man von ihr sagen kann, wäre, sie instrumentell zu nennen. Es ist nicht unzutreffend, das Sprachbewusstsein der Deutschen in einer Umkehrung der humboldtschen

Charakterisierung eines wünschenswerten Verhältnisses zwischen den Nationen als „gewaltsam, gleichgültig und unzart" zu beschreiben. Schlampige Formulierungsweisen, lässiger Umgang mit grammatischen Normen, völliges Fehlen, sogar Ablehnung ästhetischer Wertungskriterien, prestigesüchtiger Fremdwortgebrauch usw. usf. ergeben sich auch aus dieser Einstellung, die inzwischen die bildungstragenden Schichten ergreift. Sie ist zugleich Phänomen und Ursache für Sprachverfall.

Bei der Begründung dieser These gibt es jedoch ein methodisches Problem. Untersuchungen zum psychischen Habitus von Nationen in der Nachfolge von Humboldt, Steinthal und Lazarus enden oft bei Wundt. (1977 sind zwar Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt neu herausgegeben worden, eine wissenschaftliche Konsequenz scheint das aber nicht gehabt zu haben.) Das Faktum nationaler Identität, Wundt sieht es in der „Sprache", im „Mythus" und in der „Sitte" begründet, wird gemeinhin nicht bestritten. Ebenso wenig steht in Zweifel, dass Sprachgebrauch etwas mit Gesittung und mit Gewissen zu tun hat, mit der „Entscheidungsinstanz" also, die „unter bezug auf die positiven sittlichen Verpflichtungen und Normen Urteile zu fällen bzw. Normabweichungen zu erleben" ermöglicht (G. Clauß u.a. 1976, 206). Aber diese Zusammenhänge werden nicht untersucht. So fehlen, obgleich es eine Fülle von gleichlautenden Aussagen anerkannter Autoritäten in Sachen Sprache und Stil der Deutschen gibt, wissenschaftliche Untersuchungen völlig. Zwar kann das Sprachbewusstsein früherer Generationen empirisch nicht mehr erhoben werden, aber es wäre aus vorliegenden sprachlichen Leistungen erschließbar. „Mit der einzigen Ausnahme des Kapitels 'Über Schriftstellerei und Stil' in Schopenhauers Parerga und Paralipomena" , urteilt Eduard Engel, „besitzen wir nichts Zusammenhängendes über unseren Gegenstand" (1912, 7). A. Bremerich-Vos spricht noch 1991 in einem ähnlichen Zusammenhang von einer „Rhetorik-Abstinenz der Linguistik" (4). Immerhin stellt Norbert Elias in seinen „Studien über die Deutschen" einen Zusammenhang zwischen dem „Staatsbildungsprozess" und der „deutsche(n) Habitusentwicklung" (15) her. Gegenüber „anderen europäischen Gesellschaften" habe es „viel mehr Brüche und entsprechende Diskontinuitäten" gegeben. Es sei „von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung des bürgerlichen deutschen Habitus" gewesen, dass die Pläne zur Einheit Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schei-

terten (22). Auch Goethe erklärt die Gebrochenheit des Verhältnisses der Deutschen zu ihrer Sprache historisch: „Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden." (Dichtung und Wahrheit, 281) Derlei Urteile findet man von Leibniz bis Jochmann.

Um Spezifischeres zu sagen, müssen wir uns an die Urteile von Experten und an sprachliche Leistungen gegenwärtiger Sprachnutzer halten, bleiben aber damit notwendig auf der Ebene des Autoritätsbeweises und des Anekdotischen. Ein Vergleich sprachlicher Leistungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart sowie deutscher und ausländischer Schreiber wäre möglich (Texte liegen in Massen vor), ist aber nicht durchgeführt.

Die Urteile über die stilistischen Fähigkeiten der Deutschen sind so zahlreich, dass stellvertretend nur wenige zitiert werden können.

*Leibniz:* „... also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben." (1697, 453)

*Herder:* „Wie wenig der Deutsche Deutsch kann, liegt am Tage; nicht der Bauer, nicht der Handwerker allein reden größtentheils, zumal wenn sie sich gut ausdrücken wollen, ein verworrenes, abscheuliches, verruchtes Deutsch, sondern je höher hinauf, da geht's desto schlechter, bis man auf der Spitze des Bergs sich des Deutschen, das man nur mit Dienstboten und Kammerjungfern spricht, gar schämt." (Werke, Bd. 30, 240) Und in den „ Briefe(n), den Charakter der deutschen Sprache betreffend": „Keine Nation als die unsrige hat ein stehendes Heer von Schriftstellern, die, mit stolzer Verachtung aller Brauchbarkeit im Dienste des gemeinen Wesens, von Maculatur leben."

*G. A. Bürger:* „Mir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk." (in: E. Engel 1912, 9)

*Jochmann* sieht einen Zusammenhang zur Qualität der deutschen Sprache, der er drei „eigenthümliche Mängel" attestiert: Unbestimmtheit, Unverständlichkeit und Härte.

*Schopenhauer* urteilt in Bezug auf die deutsche Sprache ähnlich, nennt den wahren Nationalcharakter der Deutschen „Schwerfälligkeit": in der

Sprache, im Reden, Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber in „ihrem Stil im Schreiben", lastet aber die Mängel weniger der Sprache als den Deutschen an: „Eine solche Sprache auf das Muthwilligste und Hirnloseste misshandeln und dilapidieren zu sehn, von unwissenden Sudlern, Lohnschreibern, Buchhändlersöldlingen, Zeitungsberichtern und dem ganzen Gelichter des Federviehs, ist mehr, als ich schweigend ertragen konnte und durfte." („Eristische Dialektik") Er hat für das Sprachelend auch eine Erklärung: „Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben." („Parerga und Paralipomena")

So klingt es durch die Jahrhunderte und kann nachgelesen werden bei Nietzsche, Mauthner, Kraus, Tucholsky und anderen.

*Heinrich Treitschke:* „Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechts gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen."

Das Bedenkliche ist: Auch Ausländer äußern sich in diesem Sinn.

*A. Tschechow:* „Die Deutschen haben entweder den Geschmack verloren, oder sie haben nie welchen besessen."

In Assoziationstests soll übrigens einwandfrei nachgewiesen worden sein, dass auf das Reizwort „Stil" den Franzosen und Engländern die Ergänzung „Blumen" einfällt, den meisten Deutschen aber „Besen" .

*Friedrich Engels,* in vielen Sprachen zu Hause, hat diesen Unterschied zwischen den Nationen in einem Brief an Joseph Bloch in Königsberg, 21. 9. 1890, drastisch beschrieben: „Der deutsche Kaufmann macht sich eine Ehre daraus, seine Deutschheit wegzuwerfen und ein kompletter Yankeeaffe zu werden." und: „Dieses Zwittergeschöpf ist glücklich, wenn man ihm den Deutschen nicht mehr anmerkt, spricht englisch mit seinen Landsleuten."

Das hat auch Cl. Hagège beobachtet: „ daß das Deutsche, mehr als jede andere europäische Sprache, stark mit Anleihen aus dem Angloamerikanischen durchsetzt ist." (76)

Günther Grass sucht nach einer positiven Erklärung: „Vielleicht ist solches Fremdeln der Preis für die kulturelle Vielfalt des gesamten Landes." („Rede vom Verlust", 1992, 49)

In der Gegenwart hat sich nichts gebessert, die gewachsene Bildung hat in Bezug auf das Sprachbewusstsein der Deutschen nichts bewirkt. Dieser

Schluss muss gezogen werden, betrachtet man sich z.B. die Sprache der Medien:

(1) Überfremdung der Werbung für deutsche Konsumenten mit englischen Ausdrücken kann doch nur bedeuten, dass deutsche Käufer mit Englisch eher anzusprechen sind als mit Deutsch. Auf Beispiele kann ich verzichten.

(2) Bewusster Verstoß gegen grammatische Normen („Das König (der Biere)", „Das kann Sie helfen", „Heute koche ich Sie mein Lieblingsessen" ) in der Werbung, die viel Geld kostet, kann doch nur bedeuten, dass damit gerechnet wird, dass die deutschen Konsumenten Normverstöße als nicht anstößig wahrnehmen.

(3) Wenn ein Journalist in einer Radiosendung den Satz „Brecht war eingetroffen, aber nicht angekommen." einen „absoluten Nullsatz" nennt, dann kann daraus nur geschlossen werden, dass er als Vertreter einer sprachprägenden Zunft von der deutschen Sprache nichts versteht.

Die Einstellung der Deutschen zu ihrer Sprache zeigt sich aber auch in ihrer Einstellung zu ihren Dichtern. Während Pompidou auf die Forderung, Sartre wegen seines politischen Engagements zu bestrafen, mit den Worten reagiert: „Man verhaftet keinen Voltaire.", nennt Erhard deutsche Schriftsteller „Pinscher" und J. Strauß „Schmeißfliegen". Wie deutsche Schriftsteller auf dem unseligen 11. Plenum des ZK der SED bezeichnet wurden, muss ich nicht wiederholen. Die neueren Beispiele, die Angriffe auf Christa Wolf, Stefan Hermlin und auf Günter Grass, stehen den früheren Diffamierungen nicht nach. Die Beispiele ließen sich leider fortsetzen.

Allerdings muss auch festgestellt werden, dass die Diffamierung von Schriftstellern keine deutsche Spezialität ist. (McCarthy in den USA; Babel, Solshenizyn in der SU; Szczypiorski in Polen; S. Rushdie im Iran; die PEN-Institution „Writers in Prison" könnte wahrscheinlich lange Listen beisteuern).

Als weitere nationale Spezifika können gelten:

### 3.2. eine über Jahrhunderte vererbte Schwäche im schriftlichen Formulieren;

Hier kann die Liste von Expertenurteilen fortgesetzt werden.

*Leibniz:* „Wir schreiben gemeiniglich solche bücher, darinnen nichts als zusammen gestoppelte abschrifften aus andern sprachen genommen" (807) „ ... wir nicht durch unzeitigen eifer verbländet und beyder Nationen thun kundig, gestehen muß, was offt bey uns vor wohl geschrieben geachtet wird, sey ins gemein kaum dem zu vergleichen so in Frankreich auf der untersten Staffel stehet..." (1679, 815)

*Goethe:* „ Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. ... Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen. Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen." (Gespräche mit Eckermann, 14.4.1824)

Von *J. Grimm* ist bekannt, dass er erwog, Fichtes „Reden an die deutsche Nation" ins Deutsche zu übersetzen. Bekannt sind auch die vernichtenden Stilanalysen eines Briefes Friedrich Wilhelm des IV. von Karl Marx wie auch F. Engels' Urteil über das „schülerhaft unbeholfene, stets um den Ausdruck verlegene Deutsch des Reichsministeriums" .

*Schopenhauer* wird wiederum drastisch: „Da schmieren sie, wie bezahlte Lohnlakaien, hastig hin, was sie zu sagen haben, in den Ausdrücken, die ihnen eben ins ungewaschene Maul kommen, ohne Stil, ja ohne Grammatik und Logik." (zit. n. L. Reiners 1991, 175)

Und *F. Nietzsche* urteilt, das „ Schlecht-schreiben" sei „nationales Vorrecht" der Deutschen. In seiner Begründung nimmt er Ergebnisse der Schreibprozessforschung des 20. Jahrhunderts gleichsam vorweg: „Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. ... Sucht man nach Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. ... an einer Seite Prosa wie an einer Bild-

säule arbeiten? – es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte." (zit. n. Wilhelm Schneider: „Ehrfurcht vor dem deutschen Wort", 1938, 282f.)

Auch zum Schreiben äußern sich Ausländer in der gleichen Weise:

*G. Eliot:* „Es trifft zu, daß der Deutsche in den seltensten Fällen gut schreibt, sein Thema gut darstellt oder es knapp abzuhandeln versteht." (In: „Der Deutsche an sich", 84)

Zusammenfassend urteilt *E. Engel:* „Unter allen schreibenden Kulturvölkern sind die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa." (1912, 9)

### 3.3. das aus der Geschichte erklärbare Unvermögen im rhetorischen Reden, vor allem in der Sphäre des Politischen (Demokratiethese des Redens);

Zu dieser These will ich nur einige Fragen formulieren, vor allem aus der Perspektive der Schule.

(1) In der Rhetorik wird ein Zusammenhang zwischen der Redekunst und der politischen Verfasstheit eines Landes hergestellt: „Herrscht das Volk, regiert die Rede; herrscht Despotismus, dann regiert der Trommelwirbel." (Walter Jens) Sehr deutlich hat sich dazu wiederum Jochmann geäußert (vgl. 1828, 221–224). Aus der Geschichte Deutschlands, die keine oder nur sehr kurze Phasen der Demokratie kennt, läßt sich mit dieser These die jammervolle Geschichte der Rhetorik und des politischen Redens in Deutschland geradezu zwingend ableiten. 1920 äußert Thomas Mann, daß „in keinem Lande der Welt ... bei repräsentativer Gelegenheit ein solches Sprachelend möglich (wäre)". Nun glauben viele, dass dieser grundsätzliche Mangel in der Bundesrepublik behoben, ein Aufschwung in der Redekunst möglich sei, wenngleich der Redepraxis in Deutschland die Tradition fehle. Ich halte diesen Schluss für voreilig. In der parlamentarischen Demokratie herrscht in den wesentlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens (Wirtschaft, Militär, Bürokratie, Medien, Finanzen) eben immer noch keine Demokratie, „herrscht" nicht „das Volk", sondern es herrschen Oligarchien. Was folgt daraus für die Möglichkeit einer

(nachholenden) Entwicklung der Redekultur in Deutschland und für die lebensweltliche Legitimation des Erlernens des Redens in der Schule ?

(2) Neben die Demokratiethese müsste gleichberechtigt eine Wahrheitsthese gestellt werden. In der antiken Rhetorik war das nicht notwendig, denn das Streben nach Wahrheit in der Rede war selbstverständlich, anders wäre der Zusammenhang von Rhetorik und Logik nicht zu erklären. Dieses Wahrheitsgebot gilt aber heuzutage nicht mehr in dieser Weise. Zwar wird in der modernen Kommunikationstheorie eine Maxime der Aufrichtigkeit formuliert und ein Streben nach Wahrheit in der Kommunikation damit unterstellt, poststrukturelle Theorien aber ziehen Wahrheit und Erkenntnis generell in Zweifel, und die weitgehend manipulative Redepraxis der kapitalistischen Gesellschaft degradiert diese Maxime zu einer Utopie. Was folgt aus der gegenwärtigen Zerstörung/dem Aufgeben des Erkenntnis- und Wahrheitsanspruchs in einflussreichen Theorien für die Redepraxis und die Schule?

(3) Rhetorisches Reden wird auch mit einer Gebrauchswertthese erklärt. Wohin führt es aber, wenn die Rede von Zwecken dominiert wird? Welche Folgen ergeben sich aus dem „instrumentellen" und „strategischen" Reden für die Redekultur eines Landes und für einen Unterricht, der sich eben die Befähigung zum Reden zum Ziel setzt?

(4) Die genannten müssten schließlich durch eine Toleranzthese ergänzt werden. Obgleich Toleranz als eine Voraussetzung für Reden immer genannt wird, ist eine solche These noch nicht formuliert. Sie würde mit der Demokratiethese korrespondieren, sich aber nicht auf die gesellschaftlichen Bedingungen beziehen, sondern auf die Beziehungen der Partner in der konkreten Kommunikationssituation. „Die Gnadenlosigkeit der Politik macht die Demokratie kaputt" hat R. Höppner geklagt, Friedrich Schorlemmer hat von „eisige(n) Zeiten" gesprochen. Was folgt, wenn beide recht haben, und ich zweifle nicht daran, dass sie recht haben, daraus für die Redekultur eines Landes und die Erziehung zur Rede in der Schule?

### 3.4. die Kaspar-Hauser-Situation der deutschen Sprache (der politische Rückzug der Linguistik und die Passivität der 'Sprachkritik' in Deutschland).

Mit Kaspar-Hauser-Situation bezeichne ich die Situation des Verlassenseins und der Vernachlässigung der deutschen Sprache durch diejenigen, die für sie vor allen anderen Verantwortung zu übernehmen hätten.

Zwei Problemkreise scheinen mir in diesem Zusammenhang der Diskussion wert:

1. die Erörterung der Ursachen für den selten unterbrochenen, noch immer fortwährenden Rückzug der deutschen Sprachwissenschaft und Sprachkritik aus allen Versuchen, aktiv auf die Entwicklung der deutschen Sprache oder auf das Sprachbewusstsein der Deutschen einzuwirken;
2. die kritische Prüfung der pessimistischen Annahme, dass alle Versuche, auf Sprachentwicklungen einzuwirken, immer wirkungslos geblieben wären und bleiben müssten.

Zu 1. Für den Rückzug der Linguistik und der Sprachkritik aus der aktiven Sprachpolitik in Deutschland werden unterschiedliche Begründungen angeführt.

Will man ihn nicht nur als individuelles Verschulden, als Feigheit oder Bequemlichkeit werten oder, mit Pierre Bourdieu gesprochen, als „Sprachlosigkeit der Intellektuellen", muss man nach historischen Gegebenheiten und auch nach Theorien suchen, die diese Haltung bewirkt haben können.

(1) Von größter Tragweite war sicher der methodologische Paradigmenwechsel am Anfang des 19. Jahrhunderts: die Ablehnung des dilettantischen Umgangs mit der deutschen Sprache und Literatur, die Annäherung der germanistischen Forschung an die exakten Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung, die Ausbildung einer philologischen Identität. Ohne sie wäre die Entwicklung der Germanistik im 19. und 20. Jahrhundert nicht denkbar gewesen.

Zugleich muss jedoch auch festgehalten werden, dass die mit der Fetischisierung des Wissenschaftsanspruchs verbundene unreflektierte Konzentra-

tion auf fachinterne Probleme und Methoden das Fach einerseits zur Entpolitisierung getrieben und andererseits nicht vor falscher Politisierung geschützt hat (vgl. J. Habermas 1998, 38). Der Versuch des Faches, das die nationale Sprache und Literatur zum Gegenstand hat, sich ohne jede engere Bindung zur gesellschaftlichen und politischen Öffentlichkeit des eigenen Landes zu profilieren, sondern sich von ihr abzuschirmen, hat das Fach, so die bestürzende Konsequenz, die J. Habermas formuliert, für nationale Mythen anfällig gemacht, und es hat eine wissenschaftlich fundierte Sprachpolitik auf breiter Grundlage verhindert.

(2) Hermann Paul führt (in seiner Akademierede 1897: „Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart") das Verfehlen des Beitrags zur Sprachentwicklung durch die deutsche Germanistik darauf zurück, „daß sie in ihren Anfängen ganz von der Gegenwart ab und der Vergangenheit zugewendet war." (zit. n. von See 1984, 251)

Uwe Pörksen nennt die mit dem Namen Jakob Grimms verbundene Historisierung den „romantischen Knick" in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft. Nach national engagierten, aber romantischen und unpolitischen und nicht wiederholten Anfängen (zu erinnern ist an die Germanistenversammlung in Frankfurt/Main 1846, vgl. J. Habermas, 1998) erfolgte der (Sünden)Fall der deutschen Sprachwissenschaft ins Unpolitische. Theoretisch wurde der fehlende politische Elan gestützt durch das sogenannte Organismuskonzept von Sprache, das bereits bei Herder und anderen vorgeprägt ist. Wilhelm Grimm beschwört in Frankfurt die deutsche Sprache als einen Baum: „... die Blätter fielen von den Ästen ... Am Anfang des 18. Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. ... (Erst) der Stab, mit dem (Goethe) an den Felsen schlug, ließ eine frische Quelle über die dürren Driften strömen; sie begannen wieder zu ergrünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs Neue." (a.a.O., 20f.) Die organische Auffassung von Sprache legte eine naturschützerische Haltung nahe. Keine Eingriffe, oder nur behutsame! J. Habermas resümiert in Bezug auf sein Thema, die Entstehung der deutschen Nation: „ Wenn aber die Nation als Gewächs imaginiert wird, verliert das nationale Projekt der Einigung

den konstruktiven Charakter der Herstellung einer modernen Nation von Staatsbürgern." (1998, 21) Ich denke, seine Wertung kann voll auf die Sprachentwicklung übertragen werden.

(3) Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert legitimiert de Saussure die Kluft zur Sprachpraxis theoretisch mit der Begründung der strukturalistischen Linguistik und Chomsky vertieft sie mit der Zuwendung zur Universalienforschung.

Dieser Bruch geht inzwischen so weit, dass sich die Linguistik gar von ihrem ursprünglichen Gegenstand, den Einzelsprachen, selbst entfernt. Das hat zur erstaunlichen Konsequenz, dass nicht nur die Sprachverwendung aus linguistischen Betrachtungen ausgeschlossen wird, sondern dass auch die konkreten Einzelsprachen in ihrer jeweiligen spezifischen Struktur und mit ihnen die Sprache überhaupt als Gegenstand aus der Linguistik verschwindet, so etwa in den sensationistischen Konstruktionen von Pinker (1994/1996).

(4) Auf ganz andere Art könnte die Angewandte Linguistik zur Reduzierung des Engagements der Sprachkritik beigetragen haben.

Man kann sich die Frage stellen, ob der Werkzeug-Topos, die als Intentionsrealisierung beschriebene Kommunikation und die aus beiden Vorstellungen folgende instrumentelle Einstellung zur Sprache nicht den Gedanken nahe legt, dass sprachliche Kommunikation, da in jeder Sprache möglich, nicht auch mit jeder beliebigen Sprache, folglich auch mit einer unter Ausschluss aller anderen, nicht nur möglich, sondern für die Zwecke der Verständigung auch ausreichend sein könnte, so dass die Verteidigung einer einzelnen Sprache und auch der Existenz vieler Sprachen sich theoretisch nicht rechtfertigen ließe. Für die Varietätenforschung schließlich mit der Aufwertung und Gleichwertung aller Varietäten unter einem funktionalen Aspekt und damit der Relativierung des Wertes der Standardsprache liegt die Bedrohung des Standards durch Assimilationsprozesse außerhalb der Reichweite ihrer Forschungsinteressen.

(5) Auf Seiten der Sprachkritik muss festgestellt werden, dass sie die Aufgaben, die sie sich selbst gestellt hat, fortwährend zurückgenommen hat.

Ein Nachweis des Zusammenhangs von Politik, Ökonomie und Sprachwandel wird von der etablierten Sprachkritik in Deutschland nicht geführt und auch nicht angestrebt. Eine auf Prinzipielles gerichtete Reflexion des „Verfalls der Sprachkultur" findet, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht statt. Die mit der Sache befasste Wissenschaft (als solche versteht sich die Sprachkritik immerhin) ist folglich nicht in der Lage, die ganze Dimension des gegenwärtigen Sprachwandels wahrzunehmen, weil sie sowohl in Bezug auf die Phänomene, die sie betrachtet, als auch in Bezug auf die Ursachen, die sie namhaft macht, zu kurz greift. Als illegitimes Kind der Linguistik ist die 'Sprachkritik' bemüht, sich der strengen Mutter, wenn schon nicht ebenbürtig, so doch würdig zu erweisen, sich mit Hilfe von empirischen und statistischen Methoden als exakt und begründet darzustellen. Die Folge ist eine Verengung des Blickwinkels aus methodischen Gründen. Dargestellt werden unter national borniertem Aspekt vor allem Veränderungen im Wortschatz der Allgemeinsprache und verschiedener Gruppensprachen (so die Wissenschaftssprache, Erscheinungen der Sprachmanipulation oder das Purismusproblem), des Weiteren die Normproblematik und die Geschichte der Sprachkritik. Kommt Generelleres in den Blick, wie z.B. Stilistisches, wird das Referat vorliegender Ansätze mit rückversichernden Abwertungen verbunden (s.u.). „In der Sprachwissenschaft", so referiert Schiewe zustimmend, „wird mehrheitlich dafür plädiert, die Fremdwortfrage ad acta zu legen." (a.a.O., Anm. 8 zu Kap. VII, 303) Sie ist für ihn „kein zentrales Thema ... mehr". Was übrig bleibt, sind „Anlässe für eine Sprachkritik, die sich auf der Wortebene bewegt." (a.a.O., 255) Und so begräbt er alle darüber hinaus gehenden Aktivitäten und schiebt den schwarzen Peter, wie das üblich geworden ist, der Schule mit dem Urteil zu: „In einer Zeit vielfältiger Bildungsmöglichkeiten bedarf es offenbar keiner kompensatorischen 'Sprachaufklärung' mehr." (Ebd.) Und: „Der beste Weg führt über die Schulen, über die Schaffung eines kritischen Sprachbewusstseins in den Jugendlichen." (a.a.O., 285).

Ich kann hier nur eine Haltung erkennen, die mit Karl Marx als

Rückzug auf den Standpunkt des „Privatpöbels" bezeichnet werden muss. Es ist auch kein Wunder, dass der Sprachkritik die ständige Selbstbeschneidung nicht hilft. Uwe Pörksen klagt, vor allem an die Adresse der etablierten Linguistik gerichtet: „Die Sprachkritik hat bei uns keinen hohen Stellenwert." (1994, 175)

(6) Der Rückzug der Sprachkritik zeigt sich auch terminologisch.

Hinter Termini verbergen sich Theorien und Haltungen. Für die Beschäftigung mit Sprache und Sprachverwendung unter einem aktiven, auf Einflussnahme orientierten Gesichtspunkt, wurden die Bezeichnungen 'Sprachkultur', 'Sprachkritik', 'Sprachpflege', 'Sprachlenkung', 'Sprachpolitik', 'Sprachregelung', 'Sprachplanung', 'Sprachreinigung' und 'Sprachbewahrung' verwendet.

In der DDR war anfangs von 'Sprachpflege', zunehmend aber von 'Sprachkultur' die Rede. Zum Thema 'Sprachkultur' und zur Verantwortung der gesamten Gesellschaft für sie fanden Konferenzen statt. Noch 1997 führte der „Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien e.V.", gegründet von Sprachwissenschaftlern aus der DDR, eine Tagung an der Humboldt-Universität durch, die sich dem Thema 'Sprachkultur' verschrieben hatte, übrigens nicht nur auf Deutschland bezogen, sondern auch andere europäische Länder einbeziehend. Hier ging es um mehr als um 'Sprachkritik'. Im Grunde wurde hier eine Tradition fortgesetzt, die mit den Thesen zur Sprachkultur der Prager Linguistik, 1932, begründet worden ist und in der drei Aufgaben formuliert worden sind: Aufgaben für die Linguistik, für die Schule und für die schriftstellerische Praxis. Dieser Anspruch aber ist in der BRD zurückgenommen worden. Die Zurücknahme wird in dem Terminus 'Sprachkritik', der sich inzwischen durchsetzt hat, deutlich. Vertreter entschiedenerer Einflussnahmen auf den Sprachgebrauch haben sich inzwischen in dem 1997 gegründeten „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache e.V. Bürger für die Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas" versammelt.

(7) Ein Zeichen für die behauptete Zurücknahme des Anspruchs ist das schlechte Gewissen der 'Sprachkritiker', das sich in teils rüden Aus-

fällen gegen diejenigen kundtut, die sich aktiver Sprachpolitik weiterhin verpflichtet fühlen;

Kritiker der Kritik neigen dazu, die Kritiker oder Mahner als Vertreter kulturpessimistischer Auffassungen zu diskreditieren, die ein Phantom beschwören, und von einem Altherren-Topos (H. Sitta) zu sprechen. So kann man in dem in vielem repräsentativen Buch von Jürgen Schiewe (1998) lesen: „Wer davon spricht, daß die Sprache verfällt oder zu verfallen droht, bewegt sich in einem Rahmen von Urteilen, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Früher, so lautet diese Art des Urteilens, war alles besser: die Sitten, das Betragen, die Mode, die Schule, die Bildung, ja: auch die Sprache." (252/253). So einfach kann man es sich machen, wenn man unter der Fahne der wissenschaftlich begründeten Methodik jeder Art von praktischer Einflussnahme abschwört und den eigenen Rückzug zu legitimieren sucht. Den Vogel schießt wohl H.-J. Heringer ab. Die eigene Sprach- und Hilflosigkeit sucht er mit Diffamierung zu übertönen. In Bezug auf das sprachkritische Wirken von Karl Kraus äußert er: „Wir brauchen solche autoritären und elitären Säcke in einer demokratischen Gesellschaft nicht die Bohne – wenngleich wir genug davon haben." (zit. n. Schiewe 1998, 284). Sprachlicher Niedergang als demokratisches Recht, vertreten von einem Linguisten! Die national bornierte Geringschätzung sprachpolitischer Aktivitäten zeigt sich besonders deutlich am Urteil über die französische Sprachpolitik. Die Academie francaise sei eine Laienorganisation, kann man lesen, ihre Sprachpolitik sei unwissenschaftlich, habe keine linguistisch begründete Theorie, sei konzeptionslos (zit. n. P. Braselmann 1999, 1). „Brauchen wir Sprachkritik?" fragt Gauger 1985, eine Frage, die allerdings in Frankreich nicht gestellt werden könnte.

(8) Die Zersplitterung der an aktiver Sprachpolitik Interessierten in die Gruppe der um linguistische Reputation besorgten Sprachkritiker und die Gruppe der vehement für 'Sprachbewahrung' und Sprachreinigung Fechtenden und das Fehlen einer zentralen und anerkannten Institution soll hier nicht weiter argumentativ verfolgt werden.

Zu 2. Wichtiger für die Begründung einer rationalen und aktiven Haltung zur Sprachpraxis scheint mir der Problemkreis (2), die Beantwortung der

Frage nämlich, ob alle Bemühungen um die deutsche Sprache, die in der Vergangenheit aufgewendet worden sind, im Grunde ein Reden in den Wind waren. Das behaupten nämlich eben diejenigen Linguisten und Sprachkritiker, die einer biologistischen Wachstums- und Reifungstheorie anhängen oder einen liberalistischen laissez-faire-Standpunkt einnehmen.

Ich halte diese Annahme für Ausrede und Ausflucht, für nicht begründbar und falsch. Für die Annahme der Wirksamkeit sprachpolitischer Maßnahmen möchte ich zu den Argumenten, die im Zusammenhang mit dem Sprachsterben angeführt worden sind, Argumente für zwei Sprachen, das Deutsche und das Französische betreffend, und auf zwei Ebenen, dem sprachpolitischen Engagement von sich verantwortlich fühlenden Privatpersonen und dem des Staates, anführen.

(1) Die Herausbildung der deutschen Nationalsprache vom 15. bis zum 19. Jahrhundert ist zwar im wesentlichen ohne nachhaltige politische Unterstützung und deshalb um Jahrhunderte verspätet erfolgt, aber sie hat sich nicht in einem quasibiotischen Reifungsprozess entwickelt, sondern verdankt sich wesentlich dem entschiedenen und bewussten sprachpolitischen Engagement der Sprachgesellschaften des 16. und 17. Jahrhunderts, den Normierungsleistungen der Grammatiker und Wörterbuchverfasser des 17. und 18. Jahrhunderts, den Sprachprägungen der Philosophen und vor allem den sprachschöpferischen Leistungen der deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Man könnte meinen, dass diese Behauptung schwer nachzuweisen sei und Spekulation bleiben müsse, da hier ein Zusammenhang angenommen wird, der nicht nachträglich aus der Geschichte herausgerechnet werden kann. Andererseits wäre dann die entgegengesetzte Annahme der Wirkungslosigkeit der Tätigkeit der genannten Personen und Institutionen noch um ein Moment spekulativer, da sie ein Ergebnis behauptet, ohne die wirklich agierenden Kräfte in Rechnung zu stellen. Aber in dieser Unentschiedenheit muss das Problem nicht verharren. Es gibt Belege:

- am genauesten nachgewiesen für Wortschöpfungen, die seither zum deutschen Wortschatz gehören, (von Zesen, Schottel, Harsdörffer, Campe und Goethe, von der preußischen Post-, Eisenbahn- (Stephan) und Heeresverwaltung);

- aber auch relativ gut untersucht für die Durchsetzung des Deutschen als Wissenschaftssprache (Paracelsus – 1526/1527; der Arzt Laurentius Fries – 1532; Wolfgang Ratke – 1612; Balthasar Schupp – 1638; Christian Thomasius – 1687);
- vielfach angeführt, aber noch nicht zusammenfassend dargestellt, für die Schaffung einer deutschen philosophischen Terminologie durch Christian Wolff und ihre Ausprägung durch Immanuel Kant;
- erstaunlicherweise kaum unter dem sprachpolitischen Aspekt untersucht, für die Bereicherung der deutschen Schriftsprache durch die deutsche Literatur, so z.B. durch Goethe, was sich z.B. an seiner Überarbeitung des „Werther" zeigen ließe (gegenüber der Erstfassung von 1774 hat Goethe in der zweiten Fassung von 1787 alle dem Mündlichen näheren Ausdrücke, z.B. Kraftausdrücke, getilgt, mundartliche Ausdrücke ersetzt, die Wortstellung der Schriftsprache angepasst, lange Perioden aufgeteilt).

(2) Als Beispiel für die Wirksamkeit entschiedener politischer Unterstützung auf die Herausbildung einer Nationalsprache kann Frankreich gelten. An ihm lässt sich die spezifische deutsche Situation zugleich aus einer Außenperspektive und an einem absoluten Gegensatz zeigen. Frankreich hat von allen europäischen Ländern die längste und wirkungsvollste sprachplanerische Tradition. Die französischen Sprachgesetze sehen bei Verstößen strafrechtliche und finanzielle Konsequenzen vor.

In ihrer Untersuchung zu „Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute" (1999) hat Petra Braselmann in einer beeindruckenden Zeittafel die politischen Maßnahmen zur Durchsetzung der französischen Sprache von 1539 bis 1996 aufgeführt. Für das Jahr 1994 listet sie in 19 Bereichen (von der Landwirtschaft bis zur Stadtentwicklung) 48 gültige die Sprachverwendung regelnde Erlasse auf. Sie betreffen die Sprache des Rechts, der öffentlichen Information, der Verkehrs- und Wegezeichen, des Unterrichts, der Wissenschaft, der Kongresse, der Werbung.

An den Beginn der Geschichte französischer Sprachpolitik wird das Edikt von Villers-Cottorets gestellt, in dem das Französische anstelle des Lateinischen in Verwaltung und Gerichtswesen vorgeschrieben

wird, obwohl schon 813 auf dem Konzil von Tours das Französische offiziell anerkannt worden war. 1635 gründet Richelieu nach italienischem Vorbild die Academie francaise, der ausdrücklich sprachregulative Aufgaben, die Überwachung des „bon usage", übertragen werden und die seither 394 Jahre als kulturelles Gewissen Frankreichs gewirkt hat. (Zum Vergleich: Die Berliner Akademie der Wissenschaften publiziert seit 1745 nicht in Deutsch, sondern in Französisch.) 1793 dehnt die Nationalversammlung im 2. großen Sprachgesetz die Vorschrift auf alle öffentlichen Schriftstücke und Urkunden aus. Furore hat – auch im Ausland – das 1994 in der Nationalversammlung verabschiedete Gesetz zum Fremdwortgebrauch gemacht. Davon ist auch meist die Rede, wenn von Sprachpolitik in Frankreich gehandelt wird. Es geht aber um mehr. Die Landessprache gilt in Frankreich als nationales Gut, das es zu bewahren und zu schützen gilt. Der Schlüsselbegriff ist „nationales Gut". Auch bei den rigiden Bestimmungen über den Fremdwortgebrauch geht es nicht, wie in Deutschland oft eher hämisch bemerkt wird, nur um die Eliminierung englischer Wörter. Es geht um französische Identität und um die Abwendung von Prestigeverlust, wie sich an der Verfassungsänderung 1992 nach den Verträgen von Maastricht zeigt. („Die Sprache der Republik ist Französisch.") Dahinter stehen auch, wenn natürlich nicht ausschließlich, politische und ökonomische Interessen. In Bezug auf das einheitliche Europa hat das Pompidou mit den Worten deutlich gemacht: „Wenn wir mit unserer Sprache zurückstecken, werden wir schlicht hinweggeschwemmt." (zit. n. P. Braselmann 1999, 129)

In Frankreich ist die Wahrung der nationalen Identität und die Pflege der nationalen Sprache eine Selbstverständlichkeit. Sprachkultur hat, anders als in Deutschland, eine andere Dimension, schließt Kultur und Sprache zusammen. „Wie in keinem anderen europäischen Land ist die Sprache Gegenstand des Interesses der Öffentlichkeit, der Medien, der Schriftsteller – und des Staates. Nur in Frankreich kann die Verwendung einzelner 'nicht-salonfähiger' Ausdrücke in einer Fernsehdiskussion öffentliche Empörung auslösen und zu einer 'affaire nationale' hochstilisiert werden (wie in Le Figaro 2/1/1982)" . (P. Braselmann 1999, 1) Nur in Frankreich kann es wohl auch vorkommen, dass in beliebigen Stellenanzeigen „Französisch perfekt in Wort und Schrift"

gefordert wird. Nur in Frankreich können einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift die Subventionen gestrichen werden, weil sie Artikel in Englisch abdruckt. (Seither erscheinen die Artikel wieder in Französisch.) Die Vielzahl der sprachpolitischen Maßnahmen, ihre gesetzliche Verankerung und die oft heftigen und andauernden Diskussionen in der französischen Öffentlichkeit um gutes Französisch haben in Frankreich – obwohl die Erfolge der gesetzlichen Eingriffe zuweilen als mager bezeichnet werden (P. Braselmann 1999, 127) immerhin ein Sprachbewusstsein geschaffen, von dem Deutschland weit entfernt ist, und eine derartige Sensibilisierung für Sprache und Rede hervorgebracht, von der ein Deutschlehrer nur träumen kann.
Ich habe die französische Situation nur positiv dargestellt, obwohl ich weiß, dass sie auch negative Aspekte hat. Vielleicht kann auf sie in der Diskussion eingegangen werden.

**These 4.**
**Die Ursachen des Sprachelends in Deutschland wie auch in anderen Ländern können (außer in den genannten politischen, ökonomischen und völkerpsychologischen Faktoren) entdeckt werden in folgenden fünf Erscheinungen:**

**4.1. in der Krise des Nationalen (nicht nur in Deutschland);**

Fragen und Probleme:
(1) Welche Folgen hatte es, dass sich die deutsche als „verspätete Nation" herausgebildet hat, für das Sprachbewusstsein der Deutschen?
(2) Der Zusammenhang der Entstehung von Nationalstaat und Nationalsprache, der wohl nicht in Zweifel steht, wirft in einer Zeit, in der das Ende des Nationalstaats vorausgesagt wird, die Frage auf, ob die Nationalsprache den Nationalstaat überleben kann. Habermas hat das Problem in Bezug auf die „geschichtliche Symbiose des Republikanismus mit dem Nationalismus" (1998, 116) formuliert und fragt: „Läßt sich auch über nationale Grenzen hinaus die sozialstaatliche Demokratie erhalten und entwickeln?" Diese Frage kann mit gleicher Schärfe für die Sprache gestellt werden. Ich bezweifle, dass die

Nationalsprachen den Nationalstaat lange überleben können, zumindest in Deutschland nicht. Angesichts der von einem liberalistisch entarteten Weltkapitalismus global inszenierten Prozesse, in denen die Nationalstaaten entmächtigt, ihr Handlungsspielraum unaufhörlich eingeschränkt, sie in Denationalisierungsschüben überrollt, die planmäßige Zerstörung aller Kollektive betrieben werden, in denen die Einrichtung einer darwinschen Welt (Bourdieu) auf dem Programm steht, wird die Möglichkeit, die Institution der sozialen Demokratie in Form eines postnationalen „Verfassungspatriotismus" zu erhalten, skeptisch beurteilt. „Emanzipatorisch gesehen sind wir praktisch auf den Nullpunkt zurückgefallen." urteilt Heleno Sana. Wie zum Beweis fordert Alexander von Brünneck, Professor für Öffentliches Recht an der Viadrina, in einer Tageszeitung vom 24.3.1999 (MOZ, 7) die Relativierung und Internationalisierung des Grundgesetzes. Was spricht dagegen? So eigenartig es klingt, „die nationalistische Lösung ist demokratischer" (Hagège, 153); sie eröffnet mehr Spielraum für Soziales, weil Soziales sich offensichtlich nur im nationalen Rahmen bewahren lässt. Die Verteidigung des Nationalstaates, „insbesondere seines sozialen Gesichts", wie Bourdieu formuliert, und der Nationalsprachen als einer Bedingung ihrer Existenz wäre deshalb kein rückwärtsgewandtes Unternehmen, hätte „nichts mit Nationalismus gemein" (1998, 49).

(3) Die an die Herausbildung des Nationalstaates gebundene Entstehung der Nationalliteratur als eine Bedingung der Herausbildung der Nationalsprache wäre ein eigenes Kapitel wert, soll aber hier angeschlossen werden. Die These lautet: Ohne große deutsche Literatur keine deutsche Nationalsprache! Das haben sicher auch die Mitglieder der Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert und Sprachwissenschaftler im 18. Jahrhundert so bewertet und sich deshalb derart intensiv um eine deutsche Poetik bemüht, wie es sonst nie mehr in der deutschen Geschichte verzeichnet werden kann. Die Literatur der deutschen Aufklärung und Klassik hat die Herausbildung der deutschen Standardsprache also erst vollendet (wobei „vollendet" natürlich keinen Abschluss bezeichnet). Nun kann man hier einen parallelen Vorgang erkennen. Nicht nur die deutsche Nation ist – im Vergleich zu anderen europäischen Nationen – „zu spät gekommen" – ebenso „zu spät ge-

kommen" ist auch die deutsche Literatur. Die Literaturen in Italien, Spanien, Frankreich und England hatten längst ihren Gipfelpunkt überschritten und ihren Beitrag zur Gewinnung nationaler Identität wie zur Herausbildung der jeweiligen Nationalsprache geleistet, als sie in Deutschland noch zum Vorbild dienten. Da die deutsche Klassik weniger in Bezug auf die deutschen Verhältnisse als in Bezug auf die ausländischen Literaturen – nicht zuletzt in Bezug auf die wiederentdeckte klassische griechische Literatur – entstand, ist auch zu erklären, dass sie sich eigentlich nicht als Nationalliteratur verstand, sondern – wie Goethe mehrfach betonte – als 'Weltliteratur'. Das tat ihrer sprachprägenden Wirkung zwar keinen Abbruch, trug jedoch zur Ausprägung des deutschen Habitus bei. Lessing und Goethe stellen in ihren großen Werken weniger deutsche als vielmehr Menschheitsprobleme dar. Schiller scheint die Ausnahme zu sein, aber seine Themen sind – die Jugendwerke ausgenommen – europäisch. Das bevorzugte Genre ist das Drama wie auch bei den klassischen Literaturen anderer europäischer Länder (z.B. in Spanien, England, Frankreich). Die Bewertung des Dramas in der deutschen Klassik als der höchsten Literaturform setzt sich bei Büchner, Kleist, Hebbel und Grabbe in einer Zeit fort, in der sich in den anderen europäischen Ländern eine Prosa auf hohem Niveau entwickelte – das Genre also, von dem man weiß, dass es auf die Sprachentwicklung breiter Bevölkerungsschichten am nachhaltigsten zu wirken imstande ist. In der für die Herausbildung der deutschen Nationalsprache entscheidenden Epoche gibt es keine große deutsche Prosa mit politischer und nationaler Thematik, die der englischen oder französischen Romantradition oder gar der späteren russischen vergleichbar wäre (man denke an Tolstois „Krieg und Frieden"). Einzelne Gipfelwerke, wie Goethes „Wanderjahre" und „Wahlverwandtschaften", Schillers wissenschaftliche Monographien „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" und „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", Hölderlins „Hyperion", Büchners Flugschriften und „Lenz" ändern das Gesamtbild nicht wesentlich. Natürlich gibt es im 19. Jahrhundert eine reichhaltige epische Literatur in Deutschland. In ihr tritt aber an die Stelle der nationalen oder politischen Thematik Provinz und 'Heimat'. Überreiche Belege dafür liefern die Romantik, J. v. Eichendorff, J. Paul, W. Alexis,

K.L. Immermann, W. v. Polenz, A. Stifter, O. Ludwig, W. Raabe, Th. Storm, G. Keller, selbst Th. Fontane. Wenn das nationale Thema angeschlagen wurde, dann rückgewandt in Sammlungen von Sagen oder spät im 19. Jahrhundert auf dem Niveau von G. Freytag und F. Dahn. Republikanisch und national war nur die Lyrik um 1813 und 1848, später auch sie nationalistisch. Das große nationale Thema erreicht der deutsche Roman erst im 20. Jahrhundert (z.B. mit Th. Manns „Dr. Faustus").

**4.2. in Tendenzen einer generellen und globalen kulturellen Depravation;**

Man kann schlechterdings nicht von Sprachzuständen handeln, ohne die kulturelle Gesamtsituation in Rechnung zu stellen. Die kulturelle Situation der Gegenwart aber ist bereits derart differenziert dargestellt und so ausgiebig dokumentiert, dass ich hier verweisen kann: auf Illich und Postman, Foucault und Lyotard, Assmann und Havelock, Elias und Gellner, Sanders und Brockmeier, Chartier und Cavallo.

**4.3. darunter in den Wirkungen der neuen Medien, insbesondere des Fernsehens und des Internets;**

Was kann man P. Bourdieus „Über das Fernsehen" (1998), seiner Analyse des „journalistischen Feldes", seinem Nachweis der ökonomischen Abhängigkeit und Bedingtheit der neuen Medien, ihrer mentalitäts- und kulturzerstörerischen Wirkung infolge der Verknappung von Zeit, die Geld ist, des daraus resultierenden „Turbojournalismus", der Desinformation durch Information, der Dominanz des Spektakulären und Exhibitionistischen, der Ersetzung von Information durch Infotainment, der Banalisierung des Grauenvollen, der Zerstörung der Kommunikation durch Individualisierung, hinzufügen?

Vielleicht: Fragen aus deutschdidaktischer Perspektive. Dabei interessieren insbesondere die Folgen, die sich für das Lernen und für die sprachlichen Handlungen Lesen und Schreiben, Hören und Reden ergeben.

Welche Folgen für die Ausbildung von Wahrnehmungsfähigkeiten, welche für das Denken (angesichts des negativen Zusammenhangs von Denken und Schnelligkeit) haben die im Sekundenrhythmus wechselnden Bilder bei exzessivem Fernsehkonsum?

Welche Folgen hat es, wenn anstelle von Erkenntnis, Wahrheit und Information die Sensation tritt und zum Ziel wird, wenn anstelle des Aufklärungswertes der Unterhaltungswert dominiert und entscheidet?

Welche Folgen ergeben sich für die Sprachentwicklung junger Menschen aus der These von Barry Sanders, dass das Fernsehen zunächst die orate und dann und deshalb die literate Kultur zerstört?

### 4.4. im Trend zur Internationalisierung der Wissenschaftssprache;

Auch hierzu sollen nur wenige Probleme genannt werden:

Die Suche nach der „vollkommenen Sprache" im 13.–17. Jahrhundert (U. Eco, 1994) entsprach einem Bedürfnis nach einer internationalen Wissenschaftssprache. Folglich waren mit der Abschaffung des Lateinischen für die internationale Kommunikation in der Wissenschaft auch Verluste verbunden, die durch Formelsprachen nur zum Teil und nur in einigen Wissenschaften aufgewogen werden können.

Gewonnen wurde Verständlichkeit und die Möglichkeit einer Demokratisierung des Wissens. Angesichts der Kosten, die Wissenschaft verursacht, ist die Möglichkeit für Laien, über Forschungsfinanzierung mitzuentscheiden, ein Gewinn.

Muss die Wissenschaftssprache aber per se verständlich sein?

Gegenwärtig ist ein Trend zu nicht nur allgemeinverständlichen, sondern gar zu unterhaltsamen Formulierungen in wissenschaftlichen Texten (Parlando-Stil) zu beobachten. Ursache für diese gegenwärtige „Sphärenvermengung" (Goethe) ist wohl nicht nur das Streben nach Verständlichkeit, sondern der Warencharakter wissenschaftlicher Erkenntnisse (Buchmarkt).

**4.5. in der „Sprachfeindschaft der Pädagogik" (F.O. Bollnow, 1966) und dem grassierenden Antikognitivismus in der deutschen Schule.**

Otto Friedrich Bollnow führt in seiner Schrift „Sprache und Erziehung", 1966, die „Sprachfeindschaft in der bisherigen Pädagogik" (9) auf den Humanistenstreit um die Dominanz der „verba" oder „res" bei der Erkenntnisgewinnung zurück, die zugunsten der „Sachen" entschieden wurde und das pädagogische Denken über Jahrhunderte bis in die Gegenwart vorgeprägt habe. Wolfgang Ratke: „Erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding". Der Comenius-Satz von der Anschauung als der Mutter der Erkenntnis ist wohl der am häufigsten zitierte Satz in pädagogisch-didaktischen Kontexten. Pestalozzi formuliert schließlich ein Abstraktionsmodell des Wissenserwerbs, will den Unterricht den „ewigen Gesetzen ... unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen sich zu deutlichen Begriffen erhebt", die dann ihrerseits verbal festgehalten werden. Er verbindet seine Theorie mit deutlicher Abwertung sprachgebundenen Wissens, spricht von „Zungendrescherei" , „elenden kraft- und anschauungslosen Wort- und Maulmenschen", vom Wissen aus Büchern als dem „größten Weltgift unserer Zeit". Und er findet Fortsetzer und Nachredner von Herder bis Kerschensteiner, der ebenfalls „gegen die alte Buchschule" zu Felde zieht, in der nationalsozialistischen Pädagogik und bei den Neoreformern in unserer Zeit. Es wurde zur unhinterfragten Grundlage der deutschen Schule, dass es mehr auf Inhalte als auf die sprachliche Formulierung ankomme. Das hatte bereits Schopenhauer beobachtet: „Das Publikum wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück." Schillers Forderung, die Form müsse den Inhalt verschlingen, galt in der DDR-Pädagogik als purer Formalismus, und sagt doch nichts anderes als die rubinsteinsche Formulierung, dass wir einen Gedanken erst formen, wenn wir ihn formulieren. Ich kann mich erinnern, dass es uns in den 70er Jahren, als wir eine neue Empfehlung zur Bewertung und Zensierung von Aufsätzen entwickelten, nicht gelang, die Dominanz der Inhaltsnote in Aufsätzen zu kippen. Der Widerstand kam nicht nur von Seiten des Ministeriums für Volksbildung, sondern er kam von den Lehrern.

Natürlich gab es für Ratke und Comenius und auch noch für Pestalozzi

und Herder Gründe für ihr Engagement für einen sensualistisch begründeten Unterricht. Und es gab auch philosophische Theorien, die sie stützten. Nach Kant und nach Herbart aber gab es diese Gründe nicht mehr. Die Folge der Perpetuierung dieser Ideen ins 20. Jahrhundert hat Klaus Holzkamp richtig als „Verwahrlosung der Lernkultur" beschrieben. Die Pädagogik und in ihr die Didaktik ist über eine einfache Negation des Verbalismus kaum hinausgekommen. In den 80er Jahren gab es in der DDR und auch in der Schweiz Ansätze zu einer rationalen Theorie vom sprachlich fundierten Lernen, die in Deutschland nach 1990 verlorengingen. In der DDR wurden sie „Muttersprachliches Prinzip" genannt und es wurde versucht, für alle Fächer einheitliche Begriffslisten festzulegen. Besonders weit war die Zusammenarbeit mit den Mathematikern gediehen. Bezeichnenderweise arbeiten auch Urs Ruf und Peter Gallin aus Zürich am Zusammenhang von Sprache und Mathematik.

F. O. Bollnow stellt die Sprachfeindschaft der Pädagogik in Beziehung zur Philosophie. Man kann bis auf Plato zurückgehen, der gegen die Schrift polemisiert hat, als einem Medium, das das Gedächtnis zerstört. Im 16. Jahrhundert waren Philosophen bemüht, die natürliche Sprache wegen ihrer Unexaktheit durch eine ideale Kunstsprache zu ersetzen. Auch in den folgenden Jahrhunderten schwand das tiefe Misstrauen gegen die sprachliche Vorprägung des Denkens durch Sprache nicht, so dass Sprache in keinem philosophischen System der Klassischen Philosophie eine prägende Funktion hat. Erst im 19. Jahrhundert erfolgte eine Wendung (Bollnow führt Cassirer, Lipps, Gehlen, Heidegger, Wittgenstein und Gadamer an).

Eine besonders nachhaltige Variante findet die Sprachfeindschaft, nun nicht nur der Pädagogik, in ihrer Ablehnung der Schriftsprache. Sie muss ein europäischer Topos des 17. bis 20. Jahrhunderts gewesen sein, denn man findet sie allenthalben, so bei Shakespeare (Heinrich VI., 2.T., 107–137: „Pflegst du deinen Namen auszuschreiben, oder hast du ein Zeichen dafür, wie ein ehrlicher schlichter Mann?" – „Fort mit ihm, sag ich, hängt ihn – mit Feder und Tintenfass um den Hals."), so bei Rousseau („Emile": „Soll ich nun auch vom Schreibenlernen sprechen? Nein, ich schäme mich, von solchen Kleinigkeiten in einem Buch über Erziehung zu reden."), so bei Lessing wie bei Herder, so auch bei Schiller (der in den Räubern vom „tintenklecksenden Säkulum" spricht) und bei Goethe. Erstaunlicherweise wurde die Abwertung der Schriftsprache von der Lin-

guistik 'begründet' (bei Saussure mit seiner Behauptung, Sprache sei „Form, nicht Substanz") und bis in die 80er Jahre unseres Jahrhunderts aufrecht erhalten (bei Grewendorf noch 1990 in seinem Buch „Sprachliches Wissen).

Auf dieser Grundlage wurden dann fachdidaktische Theorien von großer Nachhaltigkeit entwickelt, wie z.B. die von Rudolf Hildebrand („Vom deutschen Sprachunterricht", 1867), auf den sich die mit dem Deutschunterricht befassten Reformpädagogen beriefen und dessen Buch 1947 neu aufgelegt und zur Begründung fachdidaktischer Konzepte herangezogen wurde. Für den Sprachunterricht in der deutschen Schule hatte die Verkennung der Rolle der Schriftsprache u.a. ein falsches Konzept des Lernens von Orthographie und ein falsches Konzept des Aufsatzunterrichts zur Folge.

Was ich Antikognitivismus der gegenwärtigen Schule genannt habe, ist die Übertragung der Sprachfeindschaft ins Methodische. Im Rückgriff wiederum auf Rousseau („Lesen" ist „die Geißel der Kindheit") und den falsch interpretierten oder gar nicht richtig gelesenen Pestalozzi, dessen Formel von der „Einheit von Hand, Herz und Kopf" zu Tode geritten wird, grassiert gegenwärtig eine aufs Manuelle reduzierte Handlungseuphorie, von der schon Schelling gewusst hat: „Handeln, Handeln" ist der Ruf, der „von vielen Seiten ertönt, am lautesten aber von denjenigen angestimmt wird, bei denen es mit dem Wissen nicht fortwill." Hypertrophierung der Erfahrung findet statt, wobei ein vorkantscher und vorherbartscher Erfahrungsbegriff verwendet und die Aktivität entpolitisiert wird. Unterricht als Infotainment. Spielen statt Lernen. Beschäftigung statt Lernen. Aktionismus auf der Ebene der Ausführungshandlung, nicht der Zielbestimmung und Planung. Ganzheitsfanatismus, der in Berlin so weit führt, dass in den Rahmenrichtlinien für die Deutschlehrer der sogenannte „verbundene Sprachunterricht" zwingend vorgeschrieben wird. Alles unter der Fahne der Freiheit und Förderung von Individualität. Und theoretisch wiederum abgestützt mit einem falsch interpretierten Bruner, dessen 3 Repräsentationsformen von Wissen (enaktives, ikonisches, symbolisches) zu ontogenetischen Stufen erklärt werden, begründet auch mit einer Überinterpretation von Piaget, dessen kognitive Entwicklungsstadien zu starren Stufen werden, motiviert schließlich durch einen romantischen Kindheitsbegriff in der Folge von Illich und Postman und garniert mit typisch deutschen

neoromantischen Vorstellungen vom Geniehaft-Kreativen im kindlichen Geist. Dass dieser Brei pädagogisch-methodischer Theorien und Pseudotheorien dem Individualismuskonzept der bürgerlichen Gesellschaft entspricht, ist so offensichtlich, dass dazu nicht argumentiert werden muss. Ebenso offensichtlich ist es aber auch, dass die Sprachbildung auf diesem Hintergrund marginalisiert und reduziert wird.

**These 5.**
**Die Bewertung der als 'Verlust der Sprachkultur' beschriebenen Phänomene**

hängt wesentlich (und letztlich) von der Beantwortung der Frage ab, warum man sich für den Erhalt von Sprachen überhaupt einsetzen sollte, ob nicht eine allen Lebenden gemeinsame Einheitssprache – eine Utopie des 16. bis 18. Jahrhunderts (vgl. U. Eco 1993, dt. 1994) und Tendenz gegenwärtiger weltweiter Globalisierungsprozesse – sogar wünschenswert wäre.

Eine nicht nur separaten Interessen verpflichtete, sondern an einem humanistischen Menschenbild orientierte Antwort hat zu prüfen, ob nicht doch mit jeder Sprache eine spezifische Ansicht der Welt im Sinne Humboldts verbunden ist, ob mit dem Verlust jeder Sprache eine besondere Art menschlichen Denkens verschwindet, ein Verlust menschlicher Kultur verbunden ist. Berücksichtigt man die Ergebnisse kulturvergleichender Untersuchungen zu den Wahrnehmungs- und Denkweisen von Menschen, die in unterschiedlichen Sprachräumen und in alphabetisierten bzw. in nichtalphabetisierten Gesellschaften leben, sowie Ergebnisse von Schriftlichkeitsforschungen ebenso wie solche zur Übersetzbarkeit von Sprachen, dann kann der Verlust der Sprachenvielfalt nur als Verlust der Pluralität des menschlichen Geistes interpretiert werden, die für das Überleben der Menschheit eine notwendige Bedingung sein könnte (vgl. Lakoff 1987, Trabant 1998).

Das Problem der Übersetzbarkeit von Sprachen

Auf einem trivialen Niveau instrumenteller Kommunikation oder reduziert auf die kognitive Dimension sind Sprachen natürlich ineinander übersetzbar. Aber dieses Niveau interessiert hier nicht, weil sich Sprache nicht in ihrer kommunikativen und auch nicht in ihrer kognitiven Funktion erschöpft. Für die Beantwortung der Frage, ob Sprachen, jede für sich, unersetzbar, weil im Letzten nicht ineinander übersetzbar sind, kann nur die Übersetzbarkeit der an die Grenze sprachlicher Aussagekraft gehenden poetischen Literatur als Argument gelten. Und dieser Nachweis ist eben nicht zu führen.

Miguel de Cervantes, der seinen „Don Quijote" zum Schutz vor der Inquisition als Übersetzung aus dem Arabischen ausgegeben hat, vergleicht Übersetzen mit flandrischen Teppichen. Das Muster ihrer Textur erscheint auf der Rückseite noch einmal – erkennbar, aber vergröbert. Die Auffassung von der Unübersetzbarkeit poetischer Texte teilt er mit Dante, Montaigne, Goethe, Chateaubriand, Hölderlin, Rilke, Baudelaire, Benjamin, Gramsci und – auf Seiten von Philosophen und Linguisten – mit J. Grimm, Humboldt, Schleiermacher, Sapir, Malinowski, Jespersen, Jakobsen, Martinet, Heidegger, Gadamer, Derrida und Lyotard, schließlich mit den professionellen Übersetzern, die von ihrer Tätigkeit, nach einem italienischen Wort, als von „Verrat in zwei Sprachen" sprechen (vgl. Karin Graf (Hrsg. 1993).

'Geist' ist eben nicht 'esprit' und nicht 'gyx'; was fehlt, sind die kulturgeschichtlichen Anlagerungen, das Unbewusste in der Sprache, die emotionalen Tiefenschichten. Bekannt sind die eher Verwunderung und Kopfschütteln auslösenden Versuche von Hin- und Rückübersetzungen, wie z.B. von Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh" ins Japanische (1902) und zurück über das Französische (1911) ins Deutsche (in D. Crystal 1993, 346).

***Japanisches Nachtlied***
*Stille ist im Pavillon aus Jade*
*Krähen fliegen stumm*
*Zu beschneiten Kirschbäumen im Mondlicht.*
*Ich sitze und weine.*

Ein schönes Gedicht. Aber die Übersetzung misslingt, und zwar total.

Aber nicht, weil die Übersetzer versagen. Wie soll Goethes psychische Verfassung, bekannt aus einem Brief an Frau von Stein am 6.9.1781: „um dem Wust des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen", wie soll dieser biographische und wie soll der historische deutsche kleinstaatliche Hintergrund mitübersetzt werden? Und schließlich: Poesie ist ja an den Laut gebunden. Der dreimalige Fall der hellen in die dunklen Vokale in Goethes Gedicht jeweils am Ende der Verszeile, bis am Ende „ruhest du auch" nur noch dunkle übrig bleiben, ist unübersetzbar, und transportiert doch Sinn. Nicht einmal in der deutschen Sprache gelingt die rückstandslose Übersetzung, z.B. aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche. Man versuche es mit Walthers von der Vogelweide wunderschönem Liebesgedicht „Unter der Linden", und man wird erkennen: Es ist nicht dasselbe Gedicht, die neuhochdeutsche Fassung erreicht das mittelhochdeutsche Original auch nicht annähernd. Poesie ist eben auch musikalisch. Könnte man denn Mozart übersetzen?

Es gibt noch andere Argumente, die ich hier nicht weiter verfolgen will: das prinzipiell Metaphorische der Sprache, die Unmöglichkeit, ein mathematisches Lehrbuch oder das Werk eines europäischen Philosophen ins Hopi zu übersetzen, wie H. Gipper meint (1972, 90), ähnlich B. Malinowski (in F. Kainz 1943, 105).

Ebenso wichtig, in einem wissenschaftlichen Kontext sogar noch wichtiger als das Problem der Übersetzbarkeit poetischer Werke und für mich das stärkste Argument für den Erhalt von Sprachen, ist eine Antwort auf die mit dem Namen W. von Humboldt verbundene These: „Die Sprache ist das bildende Organ des Denkens." „Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders als mit Hilfe der allgemeinen Formen unserer Sinnlichkeit geschehen, nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten." (zit. n. Chr. Stette, 1999, 407 und 404)

Ich habe gesagt, diese These sei mit dem Namen Humboldts verbunden, weil sie von ihm zwar in die Form gebracht wurde, die eine Diskussion über Jahrhunderte hinweg ausgelöst hat, aber nicht nur von ihm vertreten wurde, sondern wissenschaftlicher Allgemeinbesitz spätestens seit Leibniz war.

Leibniz nennt die Sprache einen „Spiegel des Verstandes" (1697, 73), ein Bild, das Jahrhunderte später von Cassirer aufgegriffen und verwan-

delt wird in das Bild vom nicht passiven, sondern „lebendigen Spiegel" , der die Sprache sei. Schopenhauer stellt einen Zusammenhang zum Sprachstil her: „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes." ... „wie der Stil zum Geist des Individuums, so verhält sich die Sprache zu dem der Nation." (Parerga und Paralipomena, 563)

Obgleich dieser Gedanke auch in unserem Jahrhundert wie selbstverständlich ausgesprochen wird, so von F. Kainz (1943, 101): „Die Struktur der Sprache ist das Korrelat der seelisch-geistigen Grundstruktur der Gemeinschaft, welche die Sprache ausgebildet hat und verwendet", und obgleich Leo Weisgerber in einer Überinterpretation der humboldtschen These seine ganze Theorie der Sprachinhaltsforschung darauf aufbaut, gegen die in der DDR heftig zu Felde gezogen worden ist, hatte sich nach Humboldt der Hauptstrom der Linguistik und der Psychologie längst in ein anderes Flussbett ergossen, so dass die der einsteinschen Theorie nachformulierte griffige These von einem sprachlichen Relativitätsprinzip durch Benjamin Lee Whorf, 1963, spektakulär werden konnte und eine lange, zur Zeit wieder an Intensität zunehmende Diskussion ausgelöst hat. Die Whorfsche Hypothese besagt ja im Wesentlichen zweierlei:

1. „dass nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich und können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden" und
2. „dass Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt (werden) und dass sie daher als Beobachter einander nicht äquivalent sind, (sondern zu) irgendwie verschiedenen Ansichten von Welt gelangen." (H. Gipper, a.a.O., 238f.) Gegen diese Thesen hat Eric S. Lenneberg (1967/1972) 4 Evidenzen und 5 allgemeine Prinzipien vorgetragen. Die kognitive Linguistik hat sie mit ihrer Universalientheorie heftig attackiert. Neuerdings schlägt Steven Pinker (1994) mit seinem Konstrukt eines 'Mentalesichen' auf sie ein. Von Seiten der kommunikativ orientierten Linguistik werden Argumente auf der Ebene des Nichtzusammenhangs von Sprache und Kultur (verschiedene Sprachen, doch eine Kultur; verschiedene Kulturen, doch eine

Sprache) und der prinzipiellen Vagheit sowie der Reflexivität von Sprache vorgebracht.

Diese Diskussion kann ich hier natürlich nicht nachzeichnen. Für mein Anliegen, die Beantwortung der Frage, ob man sich für Vielsprachigkeit und den Erhalt von Nationalsprachen aktiv einsetzen solle, wäre auch die positive Beantwortung der humboldtschen Idee auf dem Niveau einer „schwachen Relativitätsthese" (H. Gipper) völlig ausreichend. Und dies ist der Fall.

Denn, wie J. Trabant formuliert: „Die Existenz universeller Denkvorgänge widerlegt aber überhaupt nicht die Einsicht, dass, wenn verschiedene Sprachen denselben Sachverhalt jeweils anders sagen müssen, dies jeweils auch Momente unterschiedlichen 'Denkens' enthält." (1998. 25) „Anders sagen, heißt nicht nur 'materiell anders' ..., sondern auch: anders in der inhaltlichen Auffassung des Sachverhalts und im sequentiellen Arrangement der Teile der Äußerung." Trabant kann so guten Gewissens formulieren, weil inzwischen in peniblen Nachuntersuchungen der whorfschen Vergleiche nun wohl unbezweifelbar nachgewiesen ist, dass

1. ein Zusammenhang zwischen Sprache und Wahrnehmungsleistungen besteht, z.B. bei Farb- und Formwahrnehmungen (Brown/Lenneberg; Caroll/Casagrande);
2. ein Zusammenhang zwischen Sprache und Gedächtnisleistungen (Einprägen und Erinnern) besteht (Nudelman);
3. ein Zusammenhang zwischen ontischen Phänomenen und grammatischen Wortklassen besteht;
4. bei der Organisation wissenschaftlicher Texte kulturelle Differenzen wirksam sind (M. Clyne 1984: in Bezug auf Englisch-Deutsch);
5. die Stereotype nonverbaler Kommunikation kulturkreisabhängig variieren.

Die gegenwärtig weithin akzeptierte schwache Formulierung der sprachlichen Relativitätsthese wird aber schon wieder von ganz anderer Seite, nämlich durch eine modifizierte und verstärkte mediale Relativitätsthese in Frage gestellt. Marshall McLuhans Behauptung, „the medium is the message", fasst die Ergebnisse der Schriftlichkeitsforschung zusammen, die Aleida und Jan Assmann zu der Hypothese verdichten: „Nicht die

Sprache, in der wir denken, sondern die Medien, in denen wir kommunizieren, modellieren unsere Welt. Medienrevolutionen sind Sinnrevolutionen, sie remodellieren die Wirklichkeit und schaffen eine neue Welt." (1990, 2f.).

Die Bedeutung der Schriftlichkeit gründet auf zweierlei:

1. auf ihrer Grammatikalität und ihrer daraus resultierenden Bedeutung für die Entwicklung der Volkssprachen zu Nationalsprachen (Volkssprachen 2. Grades, wie Dante sagt), die fähig sind, Literatur und Wissenschaft in einem gesamtnationalen Rahmen auszuarbeiten und verfügbar zu machen, und
2. in ihrem Zusammenhang mit der Herausbildung syllogistischen Denkens in der Antike als ein Ergebnis der Schaffung einer entwickelten alphabetischen Sprache (vgl. Havelock 1990).

Jahrtausende ist die Fähigkeit zur Schriftlichkeit marginalisiert worden auf Grund der banalen Beobachtung, dass die mündliche Sprache früher erworben wird als die schriftliche. Die Linguistik hat erst in unserem Jahrhundert erkannt, dass es sich bei der Verschriftlichung von Sprache um mehr handelt als um einen formalen Ableitungs- und Übersetzungsprozess, sondern dass der Einsatz der Schrift „der eigentliche Schritt in der Geistesentwicklung der Menschheit ist" (so E. Gellner 1988, 81). In kulturpsychologischen Untersuchungen, durchgeführt in den 30er Jahren von Luria, Tulvistè und anderen in Zentralasien, veröffentlicht aber erst Ende der 60er Jahre, sowie von der sogenannten Toronto-School um Olson, Ong, Cole, Goody, Gay, Glick, Sharp u.a., durchgeführt Ende der 60er Jahre bei den Kpelle in Liberia, wurden logische Urteilskraft (Verallgemeinerungen, Klassifizierungen), Lernfähigkeit, Gedächtnis und Erinnerungstechniken bei literaten und bei illiteraten Versuchspersonen in alphabetischen und in nichtalphabetischen Umgebungen überprüft. Bestehende Unterschiede konnten eindeutig nicht auf unterschiedliche intellektuelle Kapazitäten, sondern auf bestimmte kulturelle Praktiken und Situationen, darin vor allem auf institutionelle Symbolisierungen und auf die Beherrschung kultureller Codes, wie der Schriftsprache, zurückgeführt werden. Damit wurde der Gedanke Wygotskis bestätigt, dass Zeichen kulturelle Entwicklungsmittel der individuellen Psyche sind.

Die „Relativitätstheorie der Medialität" nimmt folglich einen grundle-

genden kognitiven und kulturellen Unterschied zwischen einem mythisch-mündlichen und einem rational-schriftlichen Bewusstsein an (zsfd. dazu Jens Brockmeier 1997). Für die Pädagogik und Sprachdidaktik erwächst aus der These, dass die Literalität die Strukturen unserer Sprache und Rationalität, unser Wahrnehmen und Gedächtnis tiefgehend beeinflusst, die Aufforderung, gegen jede Relativierung sprachgebundenen Lernens in der Vulgärpädagogik und Schule argumentativ anzutreten.

Gegenwärtig wird aus der Wahrnehmung, dass die neuen Medien einen Trend zum Parlando-Sprachstil befördern und dass, was bisher auf Papier aufgezeichnet wurde, technisch fixiert werden kann, in sensationistischer Weise ein Ende der Schriftkultur abgeleitet. Ein nicht nur ärgerlicher, für Bildungsprogramme und Sprachunterricht ein folgenreicher Kurzschluss. Schriftlichkeit ist mehr, als die Möglichkeit, Bibliotheken mit Büchern zu füllen, mehr als eine Tradition, der ein Status zugewachsen ist, der sie zur Mitte einer Kultur hat werden lassen. Schriftlichkeit erst hat den Menschen neue Möglichkeiten der Erkenntnisgewinnung und der Darstellung vermittelt und erschlossen, deren leichtfertige Aufgabe oder Vernachlässigung kaum absehbare Konsequenzen haben würden.

**These 6.**
**Als Folgerung für eine ethisch verantwortete, wissenschaftlich begründete Haltung zum Umgang mit der deutschen Sprache im 21. Jahrhundert**

ergibt sich daraus mit Konsequenz anstelle des verbreiteten laissez-faire-Liberalismus gegenüber dem gegenwärtigen Sprachwandel oder eines aus dem 19. Jahrhunderts nachwirkenden, zu biologistischen Erklärungen und zu Fatalismus führenden Organismuskonzepts von Sprache ein Programm

- der Befürwortung aktiver Sprachpolitik im Sinne der Bewahrung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt und eines aktiven Wirkens für ein Vielsprachenkonzept in allen den Bereichen, die für die Existenz und den Erhalt einer Sprache wesentlich sind;
- des „affirmativen Purismus" im Sinne Goethes,

- der Verteidigung und Wiedergewinnung eines anspruchsvollen Konzepts von Sprachbildung und
- der aktiven Sprachkritik in Bezug auf die Alltagssprache, insbesondere auf die Sprache der Medien.

Ich will mich im Folgenden nur auf einen Aspekt dieser These beschränken:

Zur Verteidigung und Wiedergewinnung eines anspruchsvollen Konzepts von Sprachbildung

(Das Folgende verdankt sich wesentlich den Gedanken Hubert Ivos, 1994 und 1998.)

Die Aufklärung und die deutsche Klassik hatten davon geträumt, Menschen zu Menschen schlechthin bilden zu können. Im 19. Jahrhundert sind an die Stelle dieses Ideals sehr bald im Nationalen begründete Menschenbilder getreten. „Bildung verbündet sich mit der Eigenart eines in Geschichte, Sprache und Territorium verwurzelten Volkes", das seine Traditionen kanonisiert. (A. Assmann, zit. n. H. Ivo 1994, 285) Bildung entfaltet sich als nationale. Das ist so geblieben bis zur Gegenwart. Ingrid Gogolin nennt das den „monolingualen Habitus der multilingualen Schule" (1994). Dieser monolinguale Habitus gerät zunehmend in Konflikt mit den politischen, ökonomischen und kulturellen Gegebenheiten.

Auf nationalistische Entgleisungen im 20. Jahrhundert, die ihre Wurzeln im 19. haben, soll hier nicht eingegangen werden. Bildung konnte sich im 19. und 20. Jahrhundert gar nicht anders als im nationalen Rahmen entwickeln. Das hat schon W. von Humboldt gesehen. Aber er hat das „Bewahren der Nationalität ... nur dann (als) wahrhaft achtungswürdig (bewertet), wenn es zugleich den Grundsatz in sich fasst, die scheidende Gränze immer feiner, und daher immer weniger trennend zu machen, sie nie zu beengender Schranke werden zu lassen. Denn nur dann fliesst es aus einem wirklichen Gefühl für die Veredelung des Individuums und der Menschheit her, welche das letzte Ziel alles Strebens sind." (zit. n. H. Ivo 1994, 171)

Die Zukunft der Bildung in Europa wird vorwiegend administrativ gedacht (als Anerkennung und Angleichung von Bildungsabschlüssen u.ä.). Es geht aber um Inhalte und um Ziele. In Bezug auf den Deutschunterricht, aber nicht nur auf ihn, muss die Frage beantwortet werden: Kann der national und monolingual tradierte, organisierte und ausgerichtete

Deutschunterricht in einer postnationalen, multilingualen Gesellschaft Bestand haben? In der Deutschdidaktik der deutschsprachigen Länder stehen sich – wenn ich das richtig sehe – zwei Positionen gegenüber. Beiden ist gemeinsam, dass sie den Mythos von Babel, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen, nicht als Scheitern verstehen. Beide wollen die eurozentristische Tradition überwinden, die ein Kupferstich von 1634 in figürlicher Weise zeigt: dargestellt sind die damals bekannten 4 Erdteile. Europa, reich gekleidet, sitzt auf dem Globus. Ihre Attribute sind Handel, Ruhm, Krieg und Christentum. Ihr zu Füßen die übrigen Erdteile, nackt oder wenig bekleidet, zu Europa aufschauend. Diese Vorstellung des Frankfurters Joachim Sandrart setzt die der Griechen der klassischen Zeit fort, die Menschen, die nicht ihre Sprache sprachen, barbaroi nennen, Wesen, die beim Sprechen auf unverständliche Weise stammeln. Beide Positionen wollen vielmehr versuchen, die „kulturelle Taubheit", von der Umberto Eco sagt, dass sie weit in unsere Zeit hineinreicht, zu überwinden. Ingrid Gogolin u.a. lehnen, nicht zuletzt mit Bezug auf die Situation der Kinder, die in Deutschland, z.B. auf Grund von Arbeitsimmigration ihrer Eltern leben, deren Muttersprache aber nicht Deutsch ist, das gegenwärtig praktizierte Kompensationskonzept vor allem aus ethischen Gründen ab. Das ist nachvollziehbar. Sie behaupten aber auch, dass die bisherige Spracherwerbstheorie in ihrem Wesen monolingual angelegt und dass das falsch sei: Der Mensch sei bilingual oder multilingual ausgestattet. Sie fordern deshalb für die Kinder der Immigranten, aber auch für die mit Deutsch als Muttersprache aufwachsenden Kinder und für die Zukunft der Schule in Europa überhaupt multilingualen Unterricht. Was die Bilingualitätshypothese des Menschen angeht, so müsste sie überprüft werden. Belege aus der Erfahrung oder der Bekanntschaft reichen da nicht aus. Was den multilingualen Unterricht betrifft, so weiß niemand, wie er praktisch realisiert werden könnte. Am konkretesten noch werden die Vorschläge, wenn von einem konfrontativen oder komparatistischen Grammatikunterricht gesprochen wird. Doch dieses Konzept trägt nicht als eines für den gesamten Sprach- oder Deutschunterricht. Hubert Ivo entwickelt seine grundsätzlichere Antwort aus vier Fragen:

1. Welcher Idee von Sprache bedarf es, um über die interkulturelle Herausforderung von Deutschdidaktik und Deutschunterricht angemessen zu reden ?

2. Warum sollen nachkommende Generationen in ihrer eigenen, ihrer Muttersprache gebildet werden ?
3. In welchem Verhältnis stehen überkommene Konzeptionen vom Deutschunterricht zu den interkulturellen Herausforderungen?
4. Wie fügen sich die interkulturellen Herausforderungen in den Problemhorizont ein, der sich um die Frage aufspannt, wie Bildung in Zeiten jenseits von Traditionsorientierung bestimmt werden kann ?

Ohne seine Argumentation im einzelnen wiederzugeben, kann doch gesagt werden, dass er die Lösung schon bei Humboldt vorfindet, und zwar in der Formel vom „liberalen Umgang mit Fremden". Das Konzept des Sprachunterrichts des 21. Jahrhunderts kann demzufolge nicht das einer unbestimmten und unbestimmbaren Multikulturalität und Multilingualität sein, sondern nur das eines Vielsprachenkonzepts, in dem die nationale Sprache ihren Status behält, weil sie jeder Sprachbildung, vor allem der Ausbildung der Schriftsprache, den Grund legt, und in dem die Ausbildung in der Muttersprache begleitet wird von einer erweiterten Bildung in den für den jeweiligen Kulturkreis wesentlichen Sprachen. Für die deutsche Schule hieße das, neben dem als lingua franca geltenden Englisch mindestens eine romanische und mindestens eine slawische Sprache zum Gegenstand der Schulbildung zu machen. Ein solches Konzept hat wohl auch Umberto Eco, mit dem ich abschließen möchte, vorgeschwebt: „Das Problem der zukünftigen europäischen Kultur liegt sicher nicht im Triumph der totalen Vielsprachigkeit ..., sondern in der Herausbildung einer Gemeinschaft von Menschen, die in der Lage sind, den Geist, das Aroma, die Atmosphäre einer anderen Sprache zu erfassen. ... Ein Europa von ... Menschen, die sich verständigen können, indem jeder die eigene Sprache spricht und die des anderen versteht, ohne sie fließend sprechen zu können, wobei er, während er sie versteht, wenn auch nur mit Mühe, zugleich ihren „ Geist" versteht, das kulturelle Universum, das ein jeder ausdrückt, wenn er die Sprache seiner Vorfahren und seiner Tradition spricht." (1994, 355)

## Ausgewählte Literatur:

**Ammon,** Ulrich (1990): Schwierigkeiten der deutschen Sprachgemeinschaft aufgrund der Dominanz der englischen Sprache. 20. Jahrestagung der GAL 1989. Göttingen.

**Bollnow,** Friedrich, Otto (1966): Sprache und Erziehung. Stuttgart.

**Bourdieu,** Pierre (1996): Über das Fernsehen. Frankfurt/M.

**Ders.** (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.

**Braselmann,** Petra (1999): Sprachpolitik und Sprachbewusstsein in Frankreich heute. Tübingen.

**Brockmeier,** Jens (1997): Literales Bewußtsein. Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur. München.

**Cole,** Michael/Gay, John/Glick, Joseph A./Sharp, Donald W. (1971): The cultural context of learning and thinking. New York.

**Crystal,** David (1993): Enzyklopädie der Sprache. New York.

**Eckardt,** Georg (Hrsg., 1977): Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung. Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt. Weinheim u.a.

**Eco,** Umberto (1994): Die Suche nach der vollkommenen Sprache. München.

**Elias,** Norbert (1992): Studien über die Deutschen. Frankfurt/M.

**Engel,** Eduard (1912): Deutsche Stilkunst. Leipzig.

**Gipper,** Helmut (1972): Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. Frankfurt/M.

**Gogolin,** Ingrid (1994): der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster u.a.

**Graf,** Karin (Hrsg., 1993): Vom schwierigen Doppelleben des Übersetzers. Berlin.

**Haarmann,** Harald (1983): Elemente einer Soziologie der kleinen Sprachen Europas. Hamburg.

**Habermas,** Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation. Frankfurt/M.

**Hagège,** Claude (1996): Welche Sprache für Europa? Verständigung in Vielfalt. Frankfurt/M. u.a.

**Heisenberg,** Werner (1961): Sprache und Wirklichkeit in der modernen Physik. Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. München.

**Humboldt,** Wilhelm v. (1836/1998): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Paderborn u.a.

**Ders.** (1994): Über die Sprache. Reden vor der Akademie. Tübingen u.a.

**Ivo,** Hubert (1994): Muttersprache. Identität. Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd. Opladen.

**Ders.** (1998): Die Bedeutung der interkulturellen Herausforderung für die Deutschdidaktik und den Deutschunterricht. Vortrag auf der 12. Tagung des Symposions Deutschdidaktik in Siegen.

**Jochmann,** Carl Gustav (1828/1968): Über die Sprache. Göttingen.

**Kainz,** Friedrich (1943): Psychologie der Sprache. Bd. II. Stuttgart.

**Köller,** Wilhelm (1988): Philosophie der Grammatik. Stuttgart.

**Leibniz,** Gottfried Wilhelm (1979/1986): Ermahnung an die Teutsche ihren Verstand und Sprache besser zu üben. Berlin.

**Ders.** (1697/1966): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Hildesheim.

**Lenneberg,** Eric S.(1967/1972): Biologische Grundlagen der Sprache. Frankfurt/M.

**Mühlhäusler,** Peter (1990): Interkulturelle Kommunikation – cui bono ? In: „forum Angewandte Linguistik" , Bd. 21.

**Nünning,** Ansgar/Nünning, Vera (Hrsg., 1994): Der Deutsche an sich. München.

**Pinker,** Steven (1994/1996): The Language Instinct. The New Science of Language and Mind. New York.

**Pörksen,** Uwe (1988): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart.

**Ders.** (1994): Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen.

**Sanders,** Barry (1994/1995): Der Verlust der Sprachkultur. Frankfurt/M.

**Schiewe,** Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.

**See,** Klaus von (1984): Politisch-soziale Interessen in der Sprachgeschichtsforschung des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Handbuch Sprachgeschichte. HSK 21. de Gruyter: Berlin/New York. S. 242 ff.

**Stetter,** Christian (1999): Schrift und Sprache. Frankfurt/M.

**Trabant,** Jürgen (1998): Artikulationen. Frankfurt/M.

**Viereck,** Wolfgang (1984): Britisches Englisch und Amerikanisches Englisch/Deutsch. In: Handbuch Sprachgeschichte. A.a.O., S. 938 ff.

**Whorf,** Benjamin Lee (1956/1984): Sprache – Denken – Wirklichkeit. Reinbeck.

Wolfdietrich Hartung

# Über Sprachelend und seine Konstruktion

Mein Zugang zu dem wahrlich komplexen Thema, das Bodo Friedrich gereizt hat, uns den „Verlust der Sprachkultur" und das „Sprachelend in Deutschland" als ein Menetekel an die Wand zu malen, ist nicht der eines Sprachkritikers, der hier für einen einschlägigen Experten gehalten wird, sondern nur der eines Linguisten, der sich allerdings seit längerer Zeit damit beschäftigt, wie soziale Gemeinschaften dank Sprache funktionieren und wie sich diese Gemeinschaften zu Sprachen, die sie selbst oder andere sprechen, verhalten. Mit diesem Hintergrund an Wissen und spezifischen Interessen begrüße ich natürlich, dass das Thema auf eine so engagierte und anregende Art behandelt wurde. Zugleich aber reizt mich gerade die Engagiertheit, ein paar Relativierungen, Differenzierungen und möglicherweise auch Verschärfungen anzubringen.

„Sprachkultur", und ihr Verlust, bezieht sich im Vortrag auf zweierlei: erstens auf den kulturvollen Umgang mit Sprache (was immer das sein mag) und zweitens auf den Verlust, das Verschwinden oder Sterben von einzelnen Sprachen als spezifischen menschlichen Kulturgütern. Beides berührt sich, fasst aber doch Phänomene zusammen, deren historische Bedingungen und Konsequenzen recht verschiedenartig sind. Ich beginne mit jenem Umgang, von dem man meint, dass er zum Sprachelend führt – obwohl es doch eigentlich eher die Sprecher sind, die in einen elenden Zustand geraten, als die Sprache, die zwar in den Köpfen der Sprecher existiert, aber als überindividuelles und unschuldiges Symbolisierungspotential einer Gemeinschaft von Sprechern kaum für deren Sünden verantwortlich zu machen ist. Eine Sprache ist eigentlich immer besser als es ihre Sprecher sind, sie vermag jedenfalls mehr. Aber wer hätte schon Lust, auch noch vom Elend der Sprecher in Deutschland zu reden.

Schwarzseherische Äußerungen über die Sprache sind uns bekannt, seit solche Äußerungen schriftlich bewahrt werden können. Vermutlich sind

sie aber älter. Natürlich sind das Aussagen, die sich auf irgendwelche Merkmale des Sprachgebrauchs beziehen. Aber sie bewerten diesen. Sie haben nicht die Funktion, Sprachgebrauch zu beschreiben, sondern Sprecher zu warnen, zu erschrecken, unter Umständen auch zu disqualifizieren, auszugrenzen. Wie kommen Menschen dazu, den Sprachgebrauch anderer, seltener den eigenen, zu bewerten? Was sind Maßstäbe dafür? Sprache ist dem Menschen insofern gegeben, als ihm die Fähigkeit zu ihrem Erwerb angeboren ist und er in eine sprechende Umgebung, die er sich nicht aussuchen kann, hineingeboren wird. Indem er diese Vorgaben benutzt, verändert und erweitert er dann aber ständig die Möglichkeiten, die sie ihm bereitgestellt haben. Der Mensch beginnt, selbst über seine Sprache zu verfügen. Die Art, sich sprachlich mitzuteilen, wird zunehmend bestimmt von den sozialen Beziehungen, die er eingehen kann, von der räumlichen Mobilität, die ihm gewährt ist, von seiner Teilnahme oder der (gewollten oder erzwungenen) Nicht-Teilnahme an den verschiedensten Kommunikationsereignissen mit ihren spezifischen kommunikativen Praktiken. Mit „Sprache" meinen wir bestimmte Abstraktionen über dieser Vielfalt von Verwendungen. Speziellere Begriffsbildungen unterscheiden noch Standardsprachen, Literatursprachen, Dialekte, Umgangssprachen, Fachsprachen, Stile usw. oder allgemeiner: Varietäten unterschiedlicher Art. Erst vor dem Hintergrund solcher Differenzierung von Sprache kann Bewahrung und Überlieferung von Traditionen betrieben werden, wird es möglich, Normen bewusst zu machen und über ihre Verletzung zu urteilen.

Es sind also immer Sprecher, die an bestimmten Orten, an bestimmten Plätzen in einer Sozialstruktur und zu bestimmten Zwecken besondere Arten des Kommunizierens entwickelt haben, im allgemeinen sicher angemessene Arten, sonst würden diese ihren primären Zwecken nicht gerecht, manchmal sehr ausgefeilte (wie etwa im Fall der Literatursprache oder mancher Fachsprachen), vielleicht auch überlegene, wenngleich die Kriterien dafür nicht ganz leicht zu bestimmen sind. Jede Aussage über den Verfall einer Sprache ist ohne den Bezug auf ihre Differenziertheit eigentlich sinnlos. Denn oft genug tritt nur eine andere Ausdrucksweise, mit anderen, aber nicht „schlechteren" Normen, an die Stelle einer alther-gebrachten, die vielleicht nur deshalb aufgegeben wird, weil die sie tragende Sprechergruppe an Prestige verloren hat.

Was folgt daraus – unter anderem – für unser Thema? Man kann beispielsweise nicht ohne nähere Angaben bedauern, dass irgendwelche Normen missachtet werden. Vielleicht sind es nur ganz bestimmte, deren alleinige Gültigkeit in Frage gestellt wird oder die als überholt empfunden werden. Oder etwas anderes: Kann Sprache tatsächlich vor der Wirklichkeit versagen oder hinter ihr zurückbleiben? Doch wohl kaum. Wenn es generell so wäre, dann würde dies das Ende der Menschheit bedeuten oder wenigstens das Ende der Deutschen. Eher können sich bestimmte überlieferte Sprachformen als unzureichend für irgendeinen aktuellen Zweck erweisen. Oder die Ausbildung neuer Sprachformen ist noch nicht weit genug vorangekommen, nicht weit genug verbreitet. Wir machten es uns zu leicht, wollten wir menschliches Unvermögen der Sprache anlasten. Nicht eine Sprache versagt, sondern der Sprecher, der mit ihr nicht angemessen umzugehen vermag. Aus ähnlichen Gründen kann man Sprache eigentlich auch nicht missbrauchen. Sie „gehört" allen, die sie für den Austausch mit anderen oder auch für die Selbstverständigung verwenden wollen. Was allerdings nicht ausschließt, dass man sie benutzen kann, um andere Menschen zu missbrauchen oder sich – wider besseres Wissen – etwas einzureden. Die Sprache an sich ist jedoch keine moralische Institution.

Es ist eine verbreitete Meinung, die Deutschen würden ihrer Sprache gegenüber gleichgültiger sein als andere Nationen. Richtig ist, dass die deutsche Sprache für die Entwicklung des Nationalbewusstseins der Deutschen eine andere Rolle gespielt hat und noch spielt. Die besonderen Bedingungen der Herausbildung der deutschen Nation bewirkten ganz offensichtlich, dass das Band der Sprache für die Deutschen einen sehr hohen emotionalen und ideologischen Wert bekam, zumal sich der größere Teil der Herrschenden im deutschen Sprachraum kaum oder nur ungern der deutschen Sprache bediente (vgl. zu diesen Problemen in jüngerer Zeit etwa die Arbeiten von Barbour 1993, Busse 1993, Stevenson 1993 und Coulmas 1995, deren unterschiedliche und nicht immer voll akzeptable Positionen hier allerdings nicht diskutiert werden können). Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert jedenfalls waren breite Schichten der Deutschen ihrer Sprache gegenüber alles andere als gleichgültig. Davon zeugen nicht zuletzt zahlreiche Sprachvereine oder die Aufmerksamkeit, die die (angeblichen) Werte der deutschen Sprache in populären Gedichten fanden. Seit der Reichsgründung wurden Wahrung und Pflege der deutschen Spra-

che allerdings immer mehr zum Tummelplatz konservativer und rechter Gruppierungen, bis heute. (Obwohl die meisten Grundgedanken, die später das Gerüst reaktionärer und fremdenfeindlicher Auffassungen bildeten, von Anfang an da waren.) Nach den beiden Kriegen und den Verbrechen des Nationalsozialismus war (und ist) die Beschäftigung mit nationalen Werten für viele Deutsche belastet. Und ich halte es für fraglich, ob eine schnelle Entlastung immer wünschenswert ist. Progressive oder gar links orientierte Deutsche hatten es unter diesen Bedingungen schwer mit der Sprachpflege, zumindest taten sie sich schwer. Es ist zweifellos kein Zufall, dass sich in den letzten Jahren die Aktivitäten gerade rechtskonservativer und rechtsextremer Vereinigungen wieder mehren, die sich gegen eine „Überfremdung des Deutschen" und den „Verlust der Sprache" wenden oder zum „Schutz deutscher Schrift und Sprache" aufrufen (Martin Dietzsch und Anton Maegerle vom Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung haben eine gute kritische, allerdings nicht mehr ganz aktuelle Zusammenstellung solcher Aktivitäten gegeben; im Internet zugänglich unter „www.members.aol.com/dissdui/index.htm"). – Übrigens spricht auch das kritische Echo, das die Orthographiereform in sehr breiten Kreisen auslöst, gegen eine generelle Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber ihrer Sprache.

Auch von einem Rückzug der Linguistik und einer Kaspar-Hauser-Situation der deutschen Sprache würde ich nicht so ohne weiteres reden. Unter historischer Perspektive haben deutsche Sprachwissenschaftler einen hervorragenden Anteil daran, dass die deutsche Sprache ihr heutiges hohes Niveau an funktionaler Differenziertheit erreicht hat und dieses den meisten Sprechern (noch) in erheblichem Umfang zugänglich ist. Das gilt im Prinzip auch für die Gegenwart. Natürlich wechselte das Interesse an einer direkteren Einflussnahme. Schon weil es – aus den verschiedensten Gründen und auch aus den genannten – undankbar erschien, sich in den oft dilettantischen Streit um Wert oder Unwert von Verwendungen der deutschen Sprache immer wieder einzumischen. Wichtiger aber ist, dass sich die Sprachwissenschaft in diesem Jahrhundert außerordentlich stark differenziert hat. Sprachkritik und Sprachpflege sind nicht ihre einzigen Forschungsgegenstände. Das daraus resultierende Selbstverständnis kann man keiner Disziplin übelnehmen. Auch nicht, dass manche Forschungsansätze weiter gefasst sind, als dass die Sprachkritik in ihnen einen Platz

finden könnte. Und schließlich ist auch Sprachwissenschaft von (staatlichen oder privaten) Geldgebern abhängig, die natürlich auch ihre Interessen und vielleicht ganz andere haben.

Was können Linguisten tun, um einen „schlechten" Umgang mit Sprache einzuschränken? Sie stellen, etwa in der Form von Grammatiken und Wörterbüchern, ein Wissen zur Verfügung, das es überhaupt erst möglich macht, dass sich Öffentlichkeiten ernsthaft mit Sprache befassen, auf sie einwirken und sie vermitteln. Darüber hinaus sollten Linguisten die enormen Möglichkeiten sprachlichen Gestaltens verständlich machen und, wenn es denn sein muss auch als Sprachkritiker, unnötiges Verschenken von Möglichkeiten am Beispiel aufzeigen. Sie sind allein aber nicht in der Lage vorzuschreiben, wie gesprochen oder geschrieben werden sollte. Das entscheiden die vielen Gliederungen einer Sprachgemeinschaft nach ihren Bedürfnissen, und sie setzen diese Entscheidungen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Sanktionen durch. Wie alle Bedürfnisse können auch diese sekundärer Natur sein. Und nicht alles, was als Bedürfnis erscheint, muss unter einer anderen Perspektive wirklich eins sein.

Während der „schlechte" Umgang mit Sprache noch auf mancherlei Art bekämpft werden könnte und schlimmstenfalls zum „Sprachelend" führt, sind jene Prozesse, die mit dem Sterben von Sprachen enden, zwar sehr viel langwieriger, aber doch auch ernsthafter und in vielen Fällen kaum reversibel. Von den Tausenden Sprachen, die sich im Verlauf der Menschheitsgeschichte herausgebildet haben, scheinen immer wieder welche zu „sterben". Für die Entstehung neuer trifft das aus der Welt der Lebewesen geholte Bild allerdings noch weniger zu; „neue" Sprachen gehen auf Veränderungen, Mischungen und Umwertungen bereits vorhandener Sprachen (oder vorhandenen Sprachmaterials) zurück. Wenn vom Sterben einer Sprache die Rede ist, ist damit gemeint, dass es irgendwann keine Menschen mehr gibt, die sie sprechen. Die Gründe dafür können unterschiedlich sein. Sprecher können massenhaft (z.B. durch Krankheiten) sterben oder in Kriegen getötet werden; Sprecher können besiegt, unterworfen oder unterdrückt und ihnen dann der Gebrauch ihrer Sprache verboten werden; Sprecher können aber auch irgendwann zu der Auffassung kommen, dass es für sie vorteilhafter ist, die bisherige Sprache aufzugeben und eine andere zu übernehmen, ganz oder teilweise, in manchen Situationen, in vielen oder in allen. Alle diese Prozesse sind nicht scharf

voneinander abgrenzbar. Sie treten auch kaum plötzlich ein, ziehen sich meist mehrere Generationen hin. Auch bleibt keine „lebende" Sprache über längere Zeit unverändert. Jeder Sprachgebrauch kann von vorangegangenen in irgendwelchen Punkten abweichen. Ab wann aber ist eine Sprache nicht mehr dieselbe? Ab wann kann man von einer „anderen" sprechen?

Die Gefahr des Sterbens droht regional begrenzten Sprachen mit einer kleineren Sprecherzahl offensichtlich mehr als weiter verbreiteten mit vielen Sprechern. Letztere neigen eher zu internen Differenzierungen (die man unter einer bestimmten Perspektive natürlich auch als das Aufgeben von Vorhandenem sehen könnte). Dennoch bestehen hier keine automatischen Zusammenhänge. So können sich auch weit verbreitete Sprachen mehr oder weniger „auflösen", kleine Sprachen dagegen können unter bestimmten Bedingungen sehr stabil sein. So hat Herder schon vor 200 Jahren den Tod des Ungarischen vorausgesagt und damit offenbar unrecht gehabt. Es gibt also auch Faktoren, die in jeweils andere Richtungen wirken.

Natürlich sind Sprachen keine lebenden Organismen, die irgendwann einmal sterben müssen, unabhängig von ihren Sprechern. Ihr Tod ist stets das (freiwillige oder unfreiwillige) Werk ihrer Sprecher. Sie können ihn verhindern oder hinausschieben. Dabei haben sie aber immer mit zwei fundamentalen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erstens müssen die Betroffenen zur Sprachbewahrung motiviert sein. Das sind sie manchmal, aber keineswegs immer. Sie leben ja in der Regel nicht in einem Reservat, sondern in einer anders- oder mehrsprachigen Umgebung, so dass es für sie eine zusätzliche und oft kaum zu bewältigende Belastung ist, eine solche Kompetenz in der eigenen Sprache zu entwickeln und zu pflegen, dass diese über den familiären Gebrauch hinaus verwendbar bleibt oder wird. Zweitens erfordert das für solche Art der Sprachbewahrung notwendige Umfeld (Lehrbücher, Unterricht, Schrifttum, Zeitungen, Sendungen in den Medien usw.) beträchtliche finanzielle Aufwendungen. Kleine Sprachgemeinschaften sind damit in der Regel überfordert, große fühlen sich nicht angesprochen oder sind allenfalls zu einer Hilfe bereit, die ihnen als Alibi dienen kann. In der Folge wird der Gebrauch einer Sprache auf wenige Bereiche beschränkt. Es bilden sich Formen einer funktional differenzierten Zwei- und Mehrsprachigkeit heraus, Verkehrssprachen füllen entste-

hende Lücken, bis die unterlegene Sprache ganz aufgegeben wird. Sind größere Sprachen betroffen, beobachten wir Mischungen insbesondere des Wortschatzes für bestimmte Sachbereiche.

Solche Prozesse können auf sprachlicher Ebene – und dazu gehört auch die Sprachkritik – nur sehr bedingt bekämpft und beeinflusst werden. Wie aber soll der Aufwand für Sprachbewahrung finanziert werden? Was könnte Sprecher – außer in einer Situation des unmittelbaren Kampfes gegen eine unterdrückende Macht – dazu veranlassen, die eigenen Wurzeln höher zu schätzen als berufliches Fortkommen, soziale Stellung und persönliches Wohlergehen? Im Grunde brauchten wir dazu ganz andere Weltordnungen und ein anderes Selbstverständnis der Menschheit. In der heutigen Welt können wir realistischerweise, wie in anderen Fällen auch, nur Auswüchse (etwa die Unterdrückung und das Verbot von Sprachen) anklagen und vielleicht eindämmen.

Was geht der Menschheit verloren, wenn eine Sprache stirbt? Die betroffenen Sprecher verlieren ein Mittel der Identifikation und des relativ unproblematischen Zugangs zu gemeinsamen Traditionen (sofern sie den entsprechenden Gebrauch dieses Mittels nicht schon längst aufgegeben hatten). Die Menschheit insgesamt verliert ein Stück Vielfalt. In der Tat sind Sprachen, oder besser: die distinktiven Besonderheiten von Sprachen, ein ganz herausragendes Mittel, Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft herzustellen und auszudrücken. Auch die Überlieferung von Kultur ist ohne das Gebundensein an Sprache kaum vorstellbar. Bestimmte Aspekte des Herstellens und Ausdrückens von Zugehörigkeit und der Kontinuität einer kulturellen Tradition gehen zweifellos verloren, wenn die sie tragende Sprache stirbt. Das kann für Betroffene schmerzhaft sein, und es ist insgesamt jedenfalls ein Verlust.

Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht aber nicht nur über eine gemeinsame Sprache, sondern etwa auch durch die Gemeinsamkeit von Lebensbedingungen, Erfahrungen, Wünschen usw. Die müssen natürlich sprachlich mitgeteilt werden, damit sie Bestandteile eines gemeinsamen Bewusstseins werden können. Das allerdings kann auch durch eine „andere" Sprache oder durch sich unterscheidende Sprachen vermittelt werden. Ebenso kann Kultur, wenn auch nicht vollständig, „übersetzt" werden. Allgemeiner: Der durch das Sterben einer Sprache entstehende Verlust kann in gewissem Umfang aufgefangen, ersetzt, kompensiert werden.

Mehrsprachige Gesellschaften, und das sind sehr viele und meist große, sind in kultureller Hinsicht doch mehr als die Summe der sie bildenden Sprachgemeinschaften. Sie können, wie die Geschichte zeigt, eine hohe gemeinsame Kultur entwickeln, die nicht mehr allein auf der Gemeinsamkeit einer einzigen Sprache beruht.

Als gewichtiges Argument wird auch gern auf die enge Bindung des Denkens an die Sprache verwiesen: Jede Sprache würde ihren Sprechern ganz besondere Wege des Denkens vorgeben; wenn die verloren gingen, würde das Denken ärmer. Der erste Teil des Arguments ist im Kern sicher richtig. Die sprachlichen Vorgaben bewirken aber offensichtlich keine Unfähigkeit, „anders" zu denken. Mit dem Erlernen einer anderen oder zusätzlichen Sprache können auch Denkweisen erweitert und wegfallende Zugänge zur Welt kompensiert werden. Man muss sich nicht auf das Argumentationsniveau von Globalisierungs-Ideologen begeben, um sich Formen menschlichen Zusammenlebens vorstellen zu können, die neue überregionale Identitäten und Kulturen hervorbringen und in denen das Verhältnis der Sprachen zueinander anders ist als es in Begriffen beschreibbar ist, die wesentlich durch das 19. und frühe 20. Jahrhundert geprägt sind. Auch der Purismus vergangener Zeiten lässt sich nicht nur als übertrieben abtun, er passt einfach nicht mehr in heutiges Denken. Die massenhafte Übernahme von englischen Wörtern (und auch grammatischen Strukturen) kann unnötig sein und lächerlich wirken und damit etwas über Sprecher aussagen. Sprachmischung muss aber weder ein Kulturverfall sein noch die Denkfähigkeit einschränken, wie das Englische und manch andere „Mischsprachen" zeigen. Es war eine zunächst nur romantisierende, später aber auch rassistisch verwendete Vorstellung, die in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert geläufig wurde, dass nämlich die deutsche Sprache allen anderen vor allem deshalb überlegen sei, weil sie sich „rein" erhalten und nicht mit anderen gemischt habe.

Für ein unpassendes Argument halte ich, dass das Überleben der Menschheit von der Vielfalt der Sprachen abhängt. Die letztlich vom Menschen geschaffene(!) sprachliche Vielfalt lässt sich nicht mit einer zur genetischen Ausstattung gehörenden Vielfalt (von der die Fähigkeit zur Sprache ein Teil ist) auf eine Stufe stellen. Möglich ist auch eine ganz andere Perspektive, die mit dem heutigen Wissen viel eher vereinbar erscheint: Die Vielfalt der Sprachen ist in der Menschheitsgeschichte nur

ein notwendiges Übergangs-Stadium, geschuldet einer unendlichen Serie von Trennungen und wohl häufig feindlichen Begegnungen menschlicher Populationen. Vielleicht sind wir schon auf dem Weg, uns einem Zustand ursprünglicher Zusammenhalte allmählich wieder zu nähern. Wenn die Menschheit überleben will, muss sie ganz andere Gefahren als das Sprachensterben überstehen.

Die Frage schließlich, ob Nationalsprachen die Nationalstaaten überdauern, ist insofern falsch gestellt, als die Geschichte der Vereinheitlichung und Konvergenz von Sprachen, die auch ihre zahlenmäßige Verringerung zur Folge haben kann, ja nicht erst mit der Herausbildung von Nationen begonnen hat und natürlich auch nicht mit den Nationen enden wird. Sprachliche Gebilde, die wir heute Nationalsprachen nennen, werden mit Sicherheit auch dann noch existieren, wenn es keine Nationen mehr (im heutigen Sinne) gibt. Aber ihr Verhältnis zueinander, damit auch ihr Inhalt, und vielleicht auch ihre Zahl werden sich verändern.

## Literatur

**Barbour,** Stephen (1993): ‚Uns knüpft der Sprache heilig Band'. Reflections on the Role of Language in German Nationalism, Past and Present. In: John L. Flood et al. (eds.), ‚Das unsichtbare Band der Sprache'. Studies in German Language and Linguistic History in Memory of Leslie Seiffert. Stuttgart, 313–332.

**Busse,** Dietrich (1993): Deutschland, die „schwierige Nation" – Mythos oder Wirklichkeit? – In: Ruth Reiher / Rüdiger Läzer (Hrsg.), Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland. Berlin, 8–27.

**Coulmas,** Florian (1995): Germanness: Language and Nation. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 55–68.

**Stevenson,** Patrick (1993): The German Language and the Construction of National Identities. In: John L. Flood et al. (eds.), 'Das unsichtbare Band der Sprache'. Studies in German Language and Linguistic History in Memory of Leslie Seiffert. Stuttgart, 333–356.

Wolfgang Ullrich Wurzel

# Bemerkungen zum Vortrag von Bodo Friedrich „Die deutsche Sprache in einer globalen medialisierten Warenwelt – Zum Sprachelend in Deutschland“

Es ist Bodo Friedrich zweifelsfrei zuzustimmen, wenn er in seinem Beitrag auf die Komplexität dieses Themas verweist. Die Problematik in ihren unterschiedlichen Aspekten läßt sich einfach nicht auf wenigen Seiten auch nur einigermaßen vollständig abhandeln. Umso mehr ist ihm zu danken, daß er uns diesen interessanten und auch vielschichtigen Überblick gegeben hat, der aufgrund der gegebenen Sachlage in besonderer Weise zur Diskussion einlädt. Im folgenden also einige ergänzende und kritische Bemerkungen zu einigen Aspekten des Beitrags.

Vielleicht ist es nur eine terminologische Frage, ob man das Sprachsterben als ein Phänomen des „Verlusts der Sprachkultur“ einordnen sollte, ein Verlust freilich ist es allemal. Nach der Auskunft von Experten muß man wirklich damit rechnen, daß von den heute etwa 6500 gesprochenen Sprachen im 21. Jahrhundert voraussichtlich ca. zwei Drittel aussterben werden. Das ist dramatisch, dennoch sollte man m. E. nicht von der „Liquidierung von Sprachen“ sprechen, was ein doch etwas vereinfachtes Bild dieses Phänomens vermittelt. Zunächst muß man davon ausgehen, daß das Verschwinden von Sprachen (und Dialekten) an sich ebenso wie ihre Herausbildung faktisch ein ganz normaler Prozeß ist, der sich in allen Epochen der Menschheitsgeschichte immer wieder wiederholt hat. Gewaltanwendung und echter Vernichtungswille spielt dabei nur partiell eine Rolle, etwa wenn ganze Völker oder Stämme und mit ihnen ihre Sprache vernichtet werden (wie in den letzten Jahrzehnten in Osttimor geschehen) oder wenn den Sprechern die Benutzung ihrer Sprache bei Strafe verboten wird (wie in der Türkei gegen die Kurden praktiziert). Doch häufig und heute eher typisch sind die Sprecher einer Sprache, die diese zugunsten einer anderen aufgeben, nicht einfach nur Patiens, sondern auch Agens einer solchen Entwicklung, indem sie aufgrund bestimmter ökonomischer oder kultureller Bedingungen einen Sprachenwechsel aus eigenem Willen

vollziehen. Das gilt beispielsweise für das sich gegenwärtig vollziehende Sterben vieler Indianersprachen in den USA und Kanada.

Nichtsdestoweniger ist das Verschwinden jeder einzelnen Sprache ein irreversibler Verlust für die Menschheit, nicht nur, weil sich in einer Sprache die Identität, die Kultur und die Geschichte der Sprachgemeinschaft spiegeln, sondern auch weil jede einzelne Sprache in ihrer spezifischen Ausformung, ihrer grammatischen Struktur, die sie von der Struktur aller anderen Sprachen unterscheidet, einen Eigenwert darstellt, der von der Vielfalt der Variationsmöglichkeiten im Rahmen der angeborenen universellen menschlichen Sprachfähigkeit zeugt. Das Verschwinden einer Sprache ist damit durchaus dem Aussterben einer Tier- oder Pflanzenart vergleichbar, die ein Zeugnis der biologischen Variationsmöglichkeiten darstellt.

Bodo Friedrich sagt, daß eine „sprachökologische Gegenbewegung" als Reaktion auf das zu-nehmende Sprachsterben nicht festzustellen sei: „Die UNESCO führt zwar rote Listen für aussterbende Tiere und Planzen und bemüht sich um den Erhalt von Kathedralen und Tempelanlagen als Weltkulturerbe, ein Bewußtsein der Notwendigkeit, Sprachen zu erhalten, gibt es nicht, höchstens auf dem Gebiet der Dialekte". Das stimmt – und hier möchte ich sagen: Gott sei Dank – so nicht. Auf diesem Gebiet wird zwar nach wie vor zu wenig getan, aber in den letzten Jahren hat das Bewußtsein für die Problematik weltweit stark zugenommen. In verschiedenen Ländern haben sich Gesellschaften für gefährdete Sprachen gebildet, so auch in Deutschland die 'Gesellschaft für bedrohte Sprachen' (Website: http://www.uni-koeln.de /GbS). Sie verfolgen eine zweifache Zielstellung, nämlich erstens zur Erhaltung solcher Sprachen beizutragen und zweitens diese in Grammatik und Lexik möglichst umfassend zu dokumentieren, was besonders wichtig ist, wenn ein Aussterben nicht mehr verhindert werden kann. Es muß hervorgehoben werden, daß diese Aktivitäten von dafür speziell qualifizierten Linguisten betrieben werden und grundsätzlich nur in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Sprachgemeinschaften bzw. Sprechern erfolgen. Zur Qualifikation der beteiligten Linguisten werden eigene Seminare und Sommerschulen durchgeführt. Solche Unternehmungen werden durch die UNESCO unterstützt und gefördert. Weiterhin gibt es in Deutschland eine Förderinitiative der Volkswagen-Stiftung für die Dokumentation bedrohter Sprachen, für die in den nächsten Jahren

höchst beachtliche Mittel vorgesehen sind. Die internationale Koordination wurde von der UNESCO an das 'International Clearinghouse for Endangered Languages' delegiert, das auch für die Erarbeitung einer Liste der bedrohten Sprachen verantwortlich ist. Mögen auch die Erfolge solcher Aktivitäten auch nur begrenzt sein, es geschieht etwas!

Jetzt aber zum „Sprachelend" im engeren Sinne. „Qualitätsverlust der Sprache" und „Sprachverfall", von Friedrich für das gegenwärtige Deutsche in besonderem Maße konstatiert, wurden wohl seit Menschengedenken in allen Kulturgesellschaften beklagt, speziell unter dem Gesichtspunkt, daß spätere Generationen vorgeblich 'schlechter' sprächen oder schrieben als die früheren. Diese Problematik hat verschiedenen Aspekte, die im Beitrag diskutiert oder doch erwähnt werden. Ein Beispiel dafür ist der sich verstärkende Gebrauch der sogenannten 'Plastik-' oder 'Legowörter', über dessen negative Bewertung sich die Fachleuten sicher im wesentlichen einig sind.

Es gibt jedoch andere Bereiche, die sich komplizierter darstellen. Dazu gehört nicht zuletzt auch die Grammatik. Worin besteht das Kriterium dafür, was 'Qualität', was 'gut' und 'schlecht' in der Grammatik einer Sprache ist? Wichtig ist, zunächst festzustellen, daß dafür kein unabhängiges und generelles Kriterium existiert; es bleibt nur der Bezug auf die jeweils geltende (oder auch eine frühere, als 'besser' empfundene) Norm: 'Gut' ist normgemäß. So auch Friedrich. Abgesehen davon, daß es oft gar nicht so einfach ist, die Norm der Sprache zu einem gegebenem Zeitpunkt zu ermitteln, ergibt sich hier ein grundsätzliches Dilemma: Eine gesprochene Sprache verändert sich ständig, doch jeder Wandel im grammatischen System einer Sprache stellt zunächst immer eine Normverletzung dar. Zu dem Zeitpunkt im 18. Jahrhundert, als die ersten Sprecher statt der überlieferten Form *(der Hund) boll* die neue Form *(der Hund) bellte* gebrauchten, war das zunächst nichts anderes als „lässiger Umgang mit grammatischen Normen", später entwickelte sich daraus jedoch eine neue Norm der Flexion dieses Verbs. Gegenwärtig treten zunehmend 'falsche' Akkusativformen wie *den Bär, den Held, den Dirigent* anstelle von normgemäß *den Bären, den Helden, den Dirigenten* auf, die sich ohne jeden Zweifel in Zukunft ebenso durchsetzen werden wie bellte. Haben wir es in den genannten Fällen also mit 'Sprachverfall' zu tun?

Wohl ist es legitim, die Sprecher einer Sprachgemeinschaft im Interesse

des Funktionierens der Kommunikation auf die Einhaltung der jeweils geltenden Normen zu orientieren (z.B. heute die Kinder in der Schule auf Formen wie *den Bären*), doch Normverletzungen generell zu verdammen, würde faktisch ein Verbot von grammatischem Wandel bedeuten. Das kann ernsthaft niemand wollen, und sicher will es auch Bodo Friedrich nicht. Ein solches Verbot wäre nicht nur nicht durchsetzbar, sondern auch töricht, werden doch durch Sprachwandel in der Regel gerade Schwierigkeiten und Defizite in der Struktur der Sprache beseitigt. In diesem Sinne 'braucht' die Sprache Wandel und damit Verstöße gegen die Norm, und die Fehler von gestern sind die Norm von heute! Um nicht falsch verstanden zu werden: Hier sollen natürlich nicht etwa alle sprachlichen Normverstöße und Schlampereien akzeptiert oder gar verteidigt werden; es soll nur darauf verwiesen werden, daß es gar nicht so einfach ist zu sagen, was im grammatischen Bereich nun wirklich unter 'Sprachverfall' zu verstehen ist und was nicht. Die Veränderung von *den Bären* zu *den Bär* mag man heute noch als Fehler und 'unschön' betrachten; es liegt jedoch keinerlei Grund vor, sie als 'Sprachverfall' zu werten, denn die funktionale Unterscheidung zu den anderen Formen des Flexionsparadigmas ist weiterhin gewährleistet, vgl. *der Bär – den Bär*, und die neue Form paßt sich besser als die alte ins Deklinationssystem des Deutschen ein, vgl. *der Hund – den Hund*.

In diesem Zusammenhang noch eine Bemerkung zur Problematik der sprachlichen Norm: Es ist eigentlich nichts Neues, daß in bestimmten Bereichen zu bestimmten Zwecken bewußte Verstöße gegen grammatische Normen begangen werden. Der sicher wichtigste dieser Bereiche ist die künstlerisch geformte Sprache. Das betrifft bekanntlich besonders die Lyrik, die oft geradezu von solchen Verstößen lebt, aber nicht nur diese, man denke nur z.B. an die Prosa von Arno Schmidt. Kein vernünftiger Mensch hat etwas gegen Normabweichungen solcherart. Kann und soll man also im Sinne der Sprachpflege der Sprache der Werbung das verbieten, was in der poetisch geformten Sprache gang und gäbe ist? – Im übrigen stellt interessanterweise das Genus bei Friedrichs Beispiel *das König (der Biere)* überhaupt keine echte Normverletzung dar; man vgl. dazu z.B. *das Stern, das Schultheiß, das Rex* usw.

Meines Erachtens zu Recht kritisiert Friedrich das wenig ausgeprägte Sprachbewußtsein und das geringe Wissen über die Sprache überhaupt in

Deutschland (besser: im deutschen Sprachraum). Bezweifeln würde ich allerdings, daß es hier so große Unterschiede zu den Verhältnissen in anderen Sprachräumen gibt und daß man die deutsche Situation durch eine vermeintliche „über Jahrhunderte vererbte Schwäche im schriftlichen Formulieren" oder dgl. erklären kann. Die angeführten stützenden Zitate scheinen mir eher von anekdotischem Wert und nicht immer frei von persönlichen Vorurteilen. Wenn „unter allen schreibenden Kulturvölkern ... die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa" sind, was ist dann z.B. mit Grimmelshausen, E.T.A. Hofmann, Heine, Th. Mann, Grass und Ch. Wolf?

Doch zurück zu den von Friedrich kritisierten Verhältnissen. Evidenzen dafür gibt es leider allenthalben. Man denke nur an die Massenmedien. Die sprachliche Gestaltung vieler Texte in den Medien kann oft nicht zufriedenstellen, sei es die Wortwahl, die Syntax oder die intonatorischen Gliederung der Sätze. Beiträge über Sprache und Sprachbewußtsein in den Medien finden sich selten, und wenn es welche gibt, haben sie häufig ein recht bescheidenes Niveau. Überdies sind die Medienverantwortlichen an entsprechenden Beiträgen oft wenig interessiert, was nicht zuletzt auch die traurigen Erfahrungen der Öffentlichkeitsbeauftragten der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft zeigen. (Leider machen auch linke Zeitungen wie das 'Neue Deutschland' hier keine Ausnahme.)

Im öffentlichen Bewußtsein spielt die Sprache eine eher periphere Rolle. Eine Ausnahme bildete allerdings die breite Diskussion über die Rechtschreibreform vor einigen Jahren, an der sich ja durchaus nicht nur Fachleute beteiligten. Diese stellte sich zwiespältig dar. Zwar erwies sie einerseits ein erfreuliches öffentliches Interesse an Fragen der Orthographie (sicher weil Rechtschreibung faktisch für jeden von Bedeutung ist), aber andererseits brachte sie ein nahezu erschreckendes Maß von Unwissen und Vorurteilen über die Sprache an den Tag, auch bei gebildeten Menschen. Das zeigte nicht zuletzt ein Heft des 'Spiegel' vom Oktober 1996, in dem sich namhafte deutsche Schriftsteller zu Rechtschreibreform und Sprache äußerten: Auch 'Meister des Wortes', also Leute mit einem künstlerisch geschärften Sprachbewußtsein, sind oft voll von Fehlurteilen über die Sprache.

Auch bei Linken herrscht oft Verwirrung darüber, wie man mit der Sprache umgehen soll. In diesen Zusammenhang gehört nicht zuletzt auch

die immer wieder geführte Diskussion darüber, ob fremdsprachige Einwanderer in Deutschland Deutsch sprechen sollten, und speziell, ob die Vergabe der deutschen Staatsbürgerschaft an deutsche Sprachkenntnisse gebunden sein sollte. Aus grünen und linken Kreisen hört man als Argument dagegen, daß ja viele Deutsche auch „nicht richtig Deutsch" könnten. *Die* sollten doch erstmal Deutsch lernen, den Einwanderern sollte man dagegen „ihre Sprache lassen" und sie nicht „mit der deutschen Sprache quälen". Hier geht es ja gar nicht darum, von den Einwanderern etwas zu verlangen, was von den Deutschen nicht verlangt wird, sondern einfach darum, diese zu befähigen, sich auch sprachlich in der Gesellschaft zurechtzufinden und eine Ghettoisierung zu verhindern. Wenn also die Forderung nach bestimmten Deutschkenntnissen mit den entsprechenden Fördermaßnahmen verbunden ist, ist sie völlig legitim und sollte demzufolge politisch unterstützt werden.

Wieweit die von Bodo Friedrich als „Krise des Nationalen" angesprochene Erscheinung für das „Sprachelend in Deutschland" mit verantwortlich ist, soll hier nicht erörtert werden. Es soll jedoch abschließend noch kurz darauf verwiesen werden, daß gerade in Deutschland Sprachpflege und Sprachkultur häufig mit Deutschtümelei und Chauvinismus verbunden waren und sind. Beispielsweise hat sich auch der Verein, der das Volksbegehren 'Schluß mit der Rechtschreibreform' betrieb, nicht gegenüber den rechtsradikalen Parteien abgegrenzt, sondern vielmehr deren Unterstützung in der Öffentlichkeit billigend in Kauf genommen. Hier gilt es also wirklich darauf zu achten, daß man sich bei der Verfolgung von an sich ehrenwerten Zielen im Dienste der deutschen Sprache nicht ohne es zu wollen in ein reaktionäres Umfeld begibt!

Gerhart Neuner

## Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Bodo Friedrich

Mit der Tendenz des Vortrages, Verfall und Mißbrauch der deutschen Sprache in der globalisierten, mediatisierten Warenwelt entgegenzuwirken, sympathisiere ich. Schule und Unterricht verfügen selbst unter den heutigen, in vieler Hinsicht veränderten und sich weiter verändernden Bedingungen über beträchtliche Möglichkeiten, so sie dies freilich zu ihren Obliegenheiten zählen. Das aber setzte voraus, sich Bildung, durchaus im traditionellen humboldtschen Sinne verstanden, verpflichtet zu fühlen. Die These bundesdeutscher Bildungsdebatten der sechziger und siebziger Jahre, Bildung sei obsolet geworden, ist immer noch virulent. Postmoderne oder radikaler Konstruktivismus haben ihr zudem zu neuer „Modernität" verholfen. Nicht wenige, die über Bildung reflektieren oder für sie verantwortlich sind, halten es immer noch für schick, Sprachkultur als bildungsbürgerliches Relikt zu denunzieren. Insofern, wie gesagt, meine Zustimmung zu der, wenn man so will, konservativen Tendenz des Vortrages.

Und trotzdem will ich mein Aber nicht verschweigen. Bodo Friedrich referierte ausführlich über Wandlungen der Sprache im Flusse der Zeit und unter den sich wandelnden Bedingungen. Auch wenn man organologischen Theorien nicht anhängt, muß man konzedieren, sie war und bleibt offensichtlich auch in der Zukunft etwas überaus Lebendiges. Jedem, der ältere Texte liest, sticht dies ins Auge, und nicht nur, wenn es sich um klassische handelt. Selbst die historisch sehr kurze Zeitspanne, da es zwei deutsche Staaten gab, führte, bei allen weiterhin bestehenden sprachlichen Gemeinsamkeiten, zu West- und Ost-Eigenheiten. Nicht nur die allbekannten Anglismen, die der Osten sich jetzt zügig zueigen macht, auch die Russizismen, nicht ganz so auffällig, trotzdem heute immer noch nicht ganz im Orkus verschwunden. Muß man nicht davon ausgehen, heutige Globalisierung und Internationalisierung werden zu noch tieferen Einschnitten führen? Schon in der europäischen Union deutet sich dies an,

aber dabei wird es nicht bleiben. Das Weißbuch der Europäischen Union schenkt dem Problem der Multilingualität große Aufmerksamkeit. So wird u. a. gefordert, jeder Heranwachsende müsse bereits in der Basisschule neben der eigenen Muttersprache mindestens zwei Fremdsprachen erlernen. Und da dies die Schule allein überfordern würde, soll damit bereits im Kindergarten begonnen werden. Multikulturalität und Multilingualität sind bereits eine deutsches, sozusagen ein innerdeutsches Problem, ein vielfach ungelöstes. Mit der Öffnung des Arbeitsmarktes werden sie zu einem europäischen und schließlich globalen werden. Die Jugend ist in einer solchen Hinsicht Vorreiter, und sie wird es bleiben. Man kann die heutigen jungen Menschen darum beneiden, noch dazu als ehemaliger DDR-Bürger, wie locker sie ihre Lern-, Studien- und Arbeitsorte wechseln, drei Jahre Aupair-Mädchen und Studium in Amerika, drei Jahre technischer Mitarbeiter in einer englischen Firma, zwei Jahre Schulbesuch und Studium in Frankreich oder in Skandinavien, später vielleicht wieder in Tschechien oder gar in Rußland... Ob wir das wollen oder nicht, es wird Auswirkungen auf die Sprache haben und, wie ich hoffe, nicht nur negative, die wir heute beklagen. Wenn wir derartigen Entwicklungen nur aus der Defensive begegnen – und der Vortrag von Bodo Friedrich, so scheint mir, war davon nicht frei –, könnten wir in die Lage eines Don Quichotte geraten, der gegen Windmühlenflügel kämpfte und verlor. Konstruktive Konzepte der sprachlichen Multilingualität tuen auch in Erziehungswissenschaft und Schule not.

Werner Neumann

## Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Bodo Friedrich

Ich sehe in dem Vortrag einen ungewöhnlich aspektreichen, problemgeladenen Beitrag zu Fragen, die uns eigentlich auf den Nägeln brennen sollten, die aber in der Öffentlichkeit eher verdrängt werden. Ursache für diese Verdrängung ist wohl doch eine Art „Nationalismusschock" nach den beiden Weltkriegen, insbesondere nach dem Zweiten, als die Deutschen, unabhängig vom Grad persönlicher Schuld, die Greuel des Nationalsozialismus in ihre Verantwortung zu übernehmen hatten. In der DDR wollte man dieses Problem bekanntlich bewältigen, indem man davon ausging, die antifaschistischen, zumal die sozialistischen Kräfte hätten mit den Verbrechen des Faschismus nichts zu schaffen und könnten somit Fragen der nationalen Vergangenheit gleichsam unbefangen und für andere stellvertretend und sozusagen erlösend im Rahmen der Geschichte der Klassenkämpfe und des internationalen gesellschaftlichen Fortschritts erörtern. Aber nach dem Ende des Realsozialismus erwies sich, daß sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern, nicht zuletzt in ehemals sozialistischen, bei den subjektiven Reaktionen auf die Globalisierungstendenzen und auf die Neuformierungen inner- und zwischenstaatlicher Verhältnisse nationalistischer Emotionen, z. T. mit sehr verderblichen Folgen auflebten. Vor dem in Deutschland gegebenen Hintergrund mußten sie in geschichtsbewußten, vornehmlich in intellektuellen Kreisen Unbehagen auslösen, das sich auf einer breiten Skala zwischen Empörung, Beschämung, Tabuierung und Heuchelei äußert. Solche mentalen Vorgänge beeinflussen, so denke ich, heute auch die „Einstellung der Deutschen zu ihrer Sprache". Sie lassen sprachlichen Konservatismus nicht nur als obsolet, sondern auch als verdächtig erscheinen.

Ungeachtet dieses prekären Rahmens habe ich keinen grundsätzlichen Widerspruch zu den Thesen des Referats. Ich sehe in ihnen Aufforderungen zu einer sachlichen Diskussion. Kann und sollte man auf seine

Sprache stolz sein? Mit dem Gebrauch der menschlichen Sprachfähigkeit ist, wenn man es so sehen will, eine immanente Tragik verbunden. Die phylogenetische und historische Zusammenführung von Abstraktionsleistungen und zeichenstrukturvermittelter Kommunikation zu einem Sprachsystem eröffnet eine funktionale Ambivalenz. Durch die im Gedächtnis vollzogene Abbildung der beiden Komponenten ineinander entsteht eine relativ stabile Struktur. Diese wird die Voraussetzung für die höchste Leistung der Sprache im Vergleich zu allen tierischen Kommunikationssystemen: die von empraktischen Zusammenhängen, von Ort, Zeit und Kontext freie, auch von einem unmittelbar gegenwärtigen Partner ablösbare Repräsentation von Bewußtseinsinhalten in physikalischen, sinnlich wahrnehmbaren Medien. Aber genau diese Freiheit der Repräsentation setzt auch die Möglichkeit zur Ablösung der sprachlichen Aussagen von der gegenständigen Realität. Dabei gibt es einen schöpferischen Aspekt. Es entstehen Verfahren potentiell unbegrenzter Wissenserzeugung und -vermehrung, Selbstreflexion und historische Überlieferung sowie Poesie. Bei letzterer können die Zeichenstrukturen selbst neuen Formen der (ästhetischen) Reflexion unterworfen werden und damit in spezifische Substrukturen eingegliedert werden.

Auf der anderen Seite ergibt sich ein Anwachsen destruktiver Potentiale. Dazu rechne ich hier die Vorgänge von Irrtum und Mißverstehen und zumal die Praktiken von Lüge und Irreführung. Es kann im intentionalen Handeln und Verhalten der Menschen zum Aufbau von verhältnismäßig schnell konventionalisierten Redewelten kommen, die, in sich scheinbar schlüssig, nur über komplizierte Vermittlungsprozesse und Prüfverfahren auf die Realität und Wahrheitskriterien zurückgeführt werden können. Ein frappierendes Beispiel war tatsächlich die politische Vorbereitung und Kommentierung des Kosovo-Krieges, insbesondere der „Luftschläge" gegen Jugoslawien durch NATO-Politiker und -Medien. Das ganze fand im Rahmen der Mechanismen des Marktes statt. Im Zeichen der zwar beschworenen, aber längst degenerierten Pressefreiheit ist in der mediatisierten Warenwelt vor allem der Marktwert der „Message" interessant, weder deren Objektivität noch die Wahrheit. Harmloser und eher komisch zeigt sich das Problem bei einigen Berichten über ein Zeittraining im Autorennsport der Formel I, bei denen es im März 2000 im Fernsehen und in der Presse hieß, daß der Deutsche M. Schumacher Zweiter wurde, der

amtierende finnische Weltmeister M. Hakkinen aber (fast möchte man meinen: nur) Erster. In der hier gesetzten Redewelt, einem weithin tolerierten Reservat des Nationalismus, mußte natürlich S. vor H. genannt werden.

Auf Grund der universellen Rolle der Sprache für das gesellschaftliche Handeln und Denken kann man zu dem Schluß kommen, daß man mit ihr eigentlich alles machen kann. Moralische Kriterien kann man also nicht an die Sprache im allgemeinen anlegen, schon gar nicht an eine historische Einzelsprache, sondern nur an die, die sich ihrer bedienen und dabei ihre Wertesysteme unterlegen. So ist es wohl auch mit politischen Kriterien.

Dann läuft die Frage wieder auf eine Bewertung des Verhaltene der Sprachträger zu. Sprachpflege und Sprachkultur, die ich aus begriffs- und wortgeschichtlichen Gründen, ungeachtet einiger etwas scholastischer Tüfteleien für ihre Unterscheidung, als Ausdrucksvarianten und somit als Synonyme für dieselbe Begriffskonstellation betrachte, sind subjektiv begründete Instanzen. Sie richten sich auf ein bewußtes, kontrolliertes Verhalten zur Sprache und ihrem Gebrauch. Sie sind explizit gemachte Bestandteile des Sprachbewußtseins. Indem sie sich im einzelnen an Aspekte einer optimalen Ausnutzung struktureller Möglichkeiten und stilistischer Register, ästhetische Gesichtspunkte oder an historische Tendenzen, zumal in der Sprachstruktur angelegte Veränderungsvorgänge u.a. halten, setzen sie eigentlich spezifische Wissensmengen voraus. Diese sind nicht ohne Unterricht oder wissenschaftliche Beschäftigung zu erwerben.

Sprachreinheit ist ein sehr vager Gesichtspunkt. Einflüsse anderer Sprachen auf das Deutsche gibt es schon seit althochdeutscher Zeit. Neben noch heute gängigen Lehnwörtern wie Mauer, Fenster u. v. a. sind die nicht so offen sichtbaren besonders interessant, z. B. Lehnbedeutungen wie in althochdeutsch buoza, ursprünglich „Besserung", „Wiedergutmachung", dann aber für lateinisch poena, poenitentia, piaculum, „Strafe", „Reue", „Buße". Das gilt auch für Lehnübersetzungen, bei denen z. B. Glied für Glied althochdeutsches ir+stantan+nissi (Er+standen+nis) für lateinisch re+surrect+io „Auferstehung" steht. Bis in die Gegenwart hat sich unter solchen Lehnübersetzungen althochdeutsch gi+wizzan+i nach lateinisch con+scient+ia „Gewissen" erhalten. Ohne sprachgeschichtliche und grammatische Kenntnisse würde heute wohl kaum jemand daran zweifeln, daß es sich um ein rein deutsches Wort handele.

Bodo Friedrich hat auf die Überfremdungsproblematik im 17. und 19. Jahrhundert, nicht zuletzt in unseren Tagen eingehend hingewiesen. Hier scheiden sich die Geister und schließt sich zugleich ein gedanklicher Kreis. Einige meinen, die Sprache werde, gleichsam aus eigener Kraft, irgendwann und irgendwie Notwendiges aufnehmen und behalten und Überflüssiges abwehren (so etwa Jacob Grimm). Andere sehen sich zu Gegenfeldzügen und Ersatzbildungen aus heimischen Quellen aufgerufen (so etwa viele aus dem Kreis der Ideologen der Befreiungskriege und manche aus der Gründergeneration des Bismarck-Reiches) Es läuft aber stets auf die Bewußtseinslage der Sprachinhaber hinaus. Wenn die Besonderheit ihrer Sprache für sie keinen Wert darstellt, wird sie überall dort aufgegeben, wo Elemente anderer Sprachen den kommunikativen Zwecken, einschließlich psychologischer Phänomene wie Prestige, „Insein", Anpassungsstreben etc. stärker genügen. Nationalistisch Gesinnte werden zumeist, aufgrund ihrer politischen Prämissen, fremde Einflüsse zumindest deklarativ ablehnen und bekämpfen, sofern nicht auch sie es in praxi vorziehen, kommunikativen Aspekten zu folgen. Denn auch sie stehen vor dem Dilemma, daß nicht von vornherein sicher auszumachen ist, was für die schnelle Benennung neuer internationaler Erscheinungen und Sachverhalte notwendig ist und was einer allmählichen sprachlichen Aneignung überlassen werden kann.

Ich stimme dem Referat Herrn Friedrichs in der Auffassung zu, daß die Herausbildung einer deutschen Wissenschaftssprache ein wesentlicher Bestandteil der Etablierung des Deutschen als Literatur- und Kultursprache ist. Auch dafür hat es wiederholte Ansätze schon seit alt- und mittelhochdeutscher Zeit (Notker III., Mystik) gegeben. Aber so wie im ganzen Mittelalter das Lateinische und im 18./ A. 19. Jahrhundert neben diesem das Französische dominierte bzw. eine mächtige Position behauptete, so gewinnt gegenwärtig das (amerikanische) Englische als Sprache eines globalen Marktes auch für Wissensinhalte und ihre Verwertung den Vorrang. Dieser Vorgang ist nicht vom Bewußtsein der. einzelnen abhängig, sondern hat ihm gegenüber objektive Züge. Er mag möglicherweise einen funktionalen Bilinguismus hervorbringen:

Englisch für den Weltmarkt, Deutsch für die regionale Wissenschaftskommunikation. (Wer mag sich hier selbst beschränken?) Noch nicht endgültig entschieden ist die Frage einer oder mehrerer europäischen

Verkehrssprache(n). Deutsch, das für weit über 100 Millionen Europäer Muttersprache ist, hat zumindest Aussicht, eine bedeutende Regionalsprache zu bleiben. Die Mentalität der Deutschen begünstigt, so lehrt die Geschichte, die Anpassung an andere, insbesondere in Phasen der Depression und offenkundiger Abhängigkeiten. Das arbeitet den objektiven Tendenzen vor. Aber es gibt in dieser Frage keine linear wirkenden Gesetzmäßigkeiten. Subjektive Faktoren und Zufälle können kurzfristig überraschende Wirkungen zeitigen. Ob das Deutsche als Hochkultursprache, als Literatur- und Wissenschaftssprache eine Zukunft hat, wird davon abhängen, ob seine Nutzer eine positive Erinnerung an die Besonderheit literarischer und wissenschaftlicher Leistungen bewahren, die in einer spezifischen semantischen Quantelung kognitiver Bewußtseinsinhalte erbracht wurden, die als korrelative Gegenstücke der herkömmlich deutsch genannten phonematischen und graphematischen Strukturen auftreten. Das heißt, ob sie eine sprachliche Tradition bejahen. Auch in dieser Hinsicht stimme ich Herrn Friedrich zu.

Ronald Lötzsch

# Ethnonyme als Geschichtsquelle*

## I

Jeder an einer Aufhellung des Ursprungs der Menschheit und ihrer frühesten Entwicklung Interessierte hat sicher nicht nur einmal im Leben Enttäuschung darüber empfunden, daß wir so wenig wissen.

Für mich als vorwiegend mit europäischen Sprachen befaßten Linguisten ist in besonderem Maße frustrierend, daß wir über die ethnische und sprachliche Zugehörigkeit der Populationen, die Nordeuropa nach der letzten Eiszeit besiedelten, nur mutmaßen können.

Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft erlaubt uns zwar die Rekonstruktion der Grundstruktur der Urformen der heute noch auf unserem Kontinent gesprochenen Sprachen sowie ihrer durch unterschiedliche historische Prozesse in andere Weltgegenden verschlagenen Verwandten.

Der ebenfalls rekonstruierbare Grundwortschatz dieser Ursprachen gestattet sogar gewisse Rückschlüsse darüber, wo sich die Urheimat ihrer Sprecher befunden haben könnte. Denn deren klimatische und landschaftliche Besonderheiten, ihre Fauna und Flora sowie die davon geprägte Spezifik der Wirtschaft ihrer Bewohner spiegeln sich natürlich zwangsläufig auch in der Lexik wider.

So wissen wir, daß nördlich der Alpen schon vor mindestens fünf Jahrtausenden nahverwandte Stämme gelebt haben müssen, die allmählich zu Ackerbau und Viehzucht übergingen. Die von ihnen gesprochenen Dialekte bildeten den Grundstock vieler später in Europa und teilweise weit darüber hinaus im Schrifttum verankerter und uns so zugänglich gewordener Sprachen. Und die meisten von diesen bilden wiederum die Grundlage noch heute in allen Teilen der Welt gesprochener und meist auch geschriebener sogenannter indogermanischer oder indoeuropäischer Sprachen.

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 19. November 1998.

Irgendwo nordöstlich von den Indogermanen müssen ebenfalls seit Urzeiten die Stämme gelebt haben, von denen der die Sprache tradierende Kern der heutigen finnisch-ugrischen oder ugrofinnischen Völker abstammt. Die Grundlage dieser Sprachen zu rekonstruieren, ist schon wesentlich schwieriger. Da ihre Sprecher ungleich weiter von den kulturellen Zentren des Mittelmeerraumes entfernt sowie unter viel ungünstigeren klimatischen Bedingungen lebten, erfolgte nicht nur der Übergang zur produzierenden Wirtschaft bei ihnen später. Auch ein Schrifttum entwickelte sich hier erst im Gefolge der Reformation. Und auch das nur bei Ungarn, Finnen und Esten. Die meisten ugro-finnischen Idiome wurden nicht vor dem 19. Jh., einige sogar erst im 20. Jh. verschriftet. Je früher aber Sprachzustände fixiert werden, desto besser gelingt die Rekonstruktion noch älterer Zustände.

Die ersten Zeugnisse indogermanischer Sprachen stammen demgegenüber aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend (Altindisch, Altgriechisch und Hethitisch), weitere (Altpersisch, Latein) sind seit dem 1. Jt. vor unserer Zeitrechnung in zusammenhängenden Texten überliefert. Das Germanische ist seit nahezu 2000 Jahren in Runeninschriften, im 4. Jh. in der gotischen Bibelübersetzung, seit dem 8. Jh. im althochdeutschen und angelsächsischen Schrifttum bezeugt.

Schon im 5. Jh. setzt die Überlieferung des Armenischen ein, und bis ins 8. Jh. reicht das altirische Schrifttum zurück. Das slawische entstand im 9. Jh. Lediglich die baltischen Sprachen (Litauisch, Lettisch und Altpreußisch) sowie das Albanische blieben wie die ugrofinnischen Sprachen schriftlos bis zur Reformation.

Und dennoch wissen wir noch immer herzlich wenig über die frühe Geschichte Nord- und Mitteleuropas, nicht zuletzt Ostmitteleuropas.Wir wissen nicht, ob außer indogermanischen und ugrofinnischen hier auch noch andere Sprachen gesprochen wurden. Hinsichtlich Südeuropas ist dies unbestritten. Das trotz aller Bemühungen um die Ermittlung von Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen Sprachen noch immer isolierte Baskische beweist es. Zu vermuten ist auch, daß der übrige größere Teil der Pyrenäenhalbinsel von einer mit den Sprechern des Baskischen sprachlich verwandten Bevölkerung besiedelt war, bevor er vorübergehend teilweise keltisiert, germanisiert und arabisiert, schließlich romanisiert wurde.

Italien und die Balkanhalbinsel wurden ebenfalls höchstwahrschein-

lich nicht vor dem 2. vorchristlichen Jahrtausend indogermanisiert. Was für Sprachen vorher dort gesprochen wurden, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis. Allenfalls die Namen ihrer Sprecher haben antike Autoren überliefert. Selbst die Herkunft des Etruskischen bleibt umstritten, da die wenigen erhaltenen Texte nach wie vor unverständlich sind. Noch dunkler ist, wie gesagt, die europäische Vorgeschichte nördlich von Alpen und Karpaten. Unter diesen Bedingungen ist der Spekulation Tür und Tor geöffnet.

## II

Sie macht auch vor der Wissenschaft nicht halt. Kommen noch spezifische politische Interessen ins Spiel, etwa das Bestreben, die Ursprünge des eigenen Volkes und Staates zu mythologisieren, werden Legendenbildung und Geschichtsklitterung zur realen Gefahr. Einen makabren Höhepunkt erlebten diese Tendenzen in der massiven rassistischen Verfälschung der frühen europäischen und insbesondere der germanischen Geschichte durch die Nazis.

Doch schon gegen das Ende des 19. Jh. liebäugelten manche deutsche Indogermanisten mit Joseph Arthur Comte de Gobineaus berüchtigtem Machwerk *Essai sur l'inégalité des races humaines*[1] und mit dem nicht weniger fragwürdigen Elaborat seines Landsmanns Vacher de Lapouge *L'Aryen, son rôle social*. Ruth Römer hat in ihrer Monographie *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*[2] diesen deprimierenden Niedergang auf beeindruckende Weise dokumentiert.

Als Reaktion auf diese chauvinistischen Exzesse kam außerhalb Deutschlands mehr oder weniger zeitgleich und in Deutschland selbst nach dem Zweiten Weltkrieg die Neigung auf, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die leichtfertige Identifizierung archäologischer Befunde, insbesondere sogenannter fortschrittlicher Kulturen, mit der Hinterlassenschaft eigener Vorfahren wurde vielfach abgelöst von dem Bestreben, alles zu relativieren und nichts mehr für erwiesen zu erachten, nicht einmal die Tatsache der sprachlichen Verwandtschaft von Ethnien. Substrateinwirkung wird nicht selten auch dort gesucht, wo es keinerlei Anhaltspunkte dafür gibt.

Doch in der populär-, oder vielleicht besser, pseudowissenschaftlichen Diskussion und der entsprechenden Literatur ist auch die den Nihilismus

auslösende mythologisierende Richtung noch keineswegs ausgestorben. So spiegeln sich z. B. in S. Fischer-Fabians Buch *Die ersten Deutschen. Der Bericht über das rätselhafte Volk der Germanen*[3] beide Tendenzen wider. Der Verfasser läßt einerseits die Germanen als angeblich „erste Deutsche" bereits in der ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends entstehen, andererseits sieht er in ihnen das Produkt der Verschmelzung von einheimischen „Hünengräberleuten" mit aus dem Osten eingedrungenen indogermanischen „Streitaxtleuten". Diese seinerzeit auch in Vorgeschichte und Sprachwissenschaft recht populäre Hypothese scheint von der neuesten archäologischen Forschung abgelehnt und der autochthonen Entstehung der Germanen der Vorzug gegeben zu werden.[4]

Wie dem auch sei, bei jedem Versuch, die prähistorischen Ursprünge heute lebender Ethnien aufzuhellen, ihre Urheimat und eventuellen Wanderwege aufzuspüren, die Kontinuität ihrer sprachlichen Entwicklung sowie deren Verhältnis zu wirtschaftlichen und anthropologischen Gegebenheiten zu ermitteln, festzustellen, ob es einen Sprachwechsel gegeben hat, bei all dem sind wir weitgehend auf Vermutungen angewiesen. Und selbst nach dem Eintritt eines Volkes oder Staates in die Geschichte bleiben noch viele Unklarheiten übrig.

Unter diesen Bedingungen werden häufig Ethnonyme ins Spiel gebracht. Und in der Tat sind solche manchmal geeignet, bestimmte auf anderem Wege nicht zu gewinnende Erkenntnisse zu vermitteln bzw. durch andere Befunde suggerierte Annahmen zu erhärten oder zu widerlegen. Nicht zuletzt können auch sie dazu dienen, nationalistischer Mythologisierung und Legendenbildung wirksam entgegenzutreten. Auf die Wichtigkeit der Verwertung ethnonymischen Materials ist in der onomastischen resp. in der einschlägigen historischen oder philologischen Literatur schon mehrfach hingewiesen worden.

Auch der agitatorische Pferdefuß tritt dabei gelegentlich bereits zutage, worauf im Einzelnen noch zurückzukommen ist. Andererseits sollten dabei auch der meist nur fragmentarische Charakter dieses Materials und die Begrenztheit der daraus zu ziehenden Schlüsse nicht verschwiegen werden.

Relativ problemlos sind Fälle wie der Name des nordwestlichsten slawischen Stammesverbandes, der Obodriten, oder die germanische Benennung der Finnen. Vorausgesetzt natürlich, daß sich die auch schon ange-

fochtene Annahme, das Ethnonym *Obodriten* enthalte in der Wurzel den Namen der Oder und bezeuge einen früheren Aufenthalt seiner Träger an diesem Fluß, auf Dauer als stichhaltig erweist.[5] In diesem Falle würde das Ethnonym die auch auf archäologischen Befunden fußende Annahme einer Ost-West-Migration der westlichen lechischen Stämme zusätzlich stützen. Sollte Max Vasmers Etymologie des ethnonymischen Stammes *finn-* zutreffen, wonach dieser die im Gotischen bezeugte Wurzel *finp-* enthält und ursprünglich 'Jäger' bedeutet, dann würde dies die Tatsache bekräftigen, daß die ostseefinnischen Stämme zum Zeitpunkt ihrer ersten Begegnungen mit ihren germanischen Nachbarn noch in stärkerem Maße als diese ihren Lebensunterhalt durch Jagd bestritten.

Einige andere Ethnonyme, auf die ich hier etwas näher eingehen möchte, sind im Unterschied zu den beiden genannten auf unterschiedliche Weise ausgesprochen problematisch und waren teilweise Gegenstand erbitterter Kontroversen. An erster Stelle wäre in diesem Zusammenhang der Name des ältesten ostslawischen Staates zu nennen.

## III

Das Kollektivum *Русь* ist in den meisten frühen russischen Belegstellen entweder Staatsname oder Bezeichnung der Gesamtheit der Bewohner, der ostslawischen Russen.

Dies gilt jedoch nicht für die ältesten Belege, insbesondere nicht für die Erwähnung in nicht-russischen Quellen. Hier bedeutet *Русь* bzw. griechisches 'Ρως oder gleichlautendes, lediglich anders geschriebenes lateinisches *Rhōs* – 'Schweden', 'Waräger', 'Normannen'.

Trotz aller auch in jüngster Vergangenheit unternommenen Versuche, diesen Namen aus dem Slawischen zu erklären, kann als erwiesen gelten, daß er auf die ostseefinnische Bezeichnung Schwedens bzw. der Schweden *rōtsi* (estnisch *Rootsi*, finnisch *Ruotsi* 'Schweden') zurückgeht. So wurden im 9. und 10. Jahrhundert die das heutige Baltikum bzw. die angrenzenden ostslawischen Länder heimsuchenden nordgermanischen „Waräger" genannt. Als sie im 9. Jahrhundert in Nowgorod und Kiew die Macht an sich rissen, nannten sie sich wohl auch selbst schon so. Mit der bereits in der dritten Generation vollzogenen Slawisierung der Dynastie (der Sohn des Kiewer Fürstenpaares Helga/Ольга und Ingvar/Йгорь hieß

bereits – Святославъ) wurde der Name auf den Staat und die Gesamtheit seiner ostslawischen Bewohner übertragen.[6]

Der erste, der gegen die Mitte des 18. Jh. diesen Sachverhalt in den wissenschaftlichen Diskurs einbrachte, war der kaiserlich-rußländische Reichsgeograph – so sein offizieller Titel – Gerhard Friedrich Müller. Mit seiner sog. „Dissertatio" über den „Ursprung des russischen Namens und Volkes" beschwor er eine heftige Kontroverse herauf. Sein Hauptkontrahent war der später gleichsam als Nationalgenie gefeierte Michail Lomonosow. In den 1749–50 verfaßten *Замечания на биссермацию Г.-Ф. Миллера „Происхожбение имени и нароба российского"* machte sich der ganze Frust der einheimischen Gelehrten über die damalige Dominanz von Deutschen und Franzosen in der kaiserlichen Petersburger Akademie der Wissenschaften Luft. Müller reagierte mit einer sachlich abgefaßten Entgegnung, Lomomosow darauf mit „Randbemerkungen" dazu, in denen er auch mit Verbalinjurien nicht geizte.[7] Er konnte sich dabei der Zustimmung vieler Landsleute sicher sein. Denn daß das Ethnonym der Russen, des Staatsvolkes einer europäischen Großmacht, fremden Ursprungs sein sollte, war für „Patrioten" schon damals schlechterdings nicht hinnehmbar.

Lomonosows, mit Verlaub zu sagen, „Argumente" waren mehr als dürftig, die Etymologien, mit denen er operierte, noch ganz den z. T. völlig phantastischen Vorstellungen des 18. Jh. verhaftet. So verfocht er mit Vehemenz die These, auch die Waräger seien Slawen gewesen, direkte Nachkommen der angeblich ebenfalls slawischen Roxolanen und Sarmaten, und selbst die Goten hielt er für Slawen.

Von einem nur als Zweitglied in Zusammensetzungen wie *белоруссы* 'Belorussen', 'Weißrussen' oder als Wurzel *rus-* in Ableitungen wie *русские* 'Russen' bzw. *русины* (russ.), *русини* (ukrain.) 'Ruthenen' vorkommenden, ansonsten aber eigentlich gar nicht existierenden Ethnonym *руссы* 'Russen' leitete er *пруссы* 'Preußen' ab. In ihnen sah Lomonosow die *„по руссах"* 'nach den Russen' im Baltikum verbliebenen Stammesgenossen, nachdem die von ihm irrtümlich mit slawischen Warägern identifizierten Russen nach Nowgorod übergesiedelt seien. Die Balten hielt Lomonosow natürlich ebenfalls für Slawen.[8]

Auch Lomonosows Erklärungen normannischer Personennamen sind völlig phantastisch. So leitete er *Dir*, den Namen eines der legendären

Eroberer Kiews, der diese Stadt sozusagen „an sich riß" von der Verbwurzel *der-* 'reißen' ab. Die ostslawische Adaptation *Ольга* des normannischen Frauennamens *Helga* muß er implizit mit polnischem *ulga* identifiziert haben, wenn er dem Namen die russische Bedeutung *облегчение* 'Erleichterung (bei der Geburt)' zuschreibt.

Zur sowjetischen Lehrmeinung sind Lomonosows Legenden selbst auf dem Höhepunkt der Anti-"Normannisten"-Kampagne in der Stalinzeit nicht geworden. Sein patriotischer Eifer wurde in dieser Zeit und auch später noch natürlich immer wieder gebührend gewürdigt. Eine Widerlegung wagte allerdings niemand mehr. Denn ein derartiges Unterfangen wäre inzwischen geradezu lebensgefährlich geworden.

Dabei war die schon von Müller auf Tatsachen begründete gegenteilige Position trotz einer auch im 19. Jh. noch einmal verstärkt aufflammenden Kontroverse inzwischen in der Tat zur Lehrmeinung geworden.

In seiner 1948 erschienenen Übersicht *Die slavischen Völker und Sprachen*[9] konnte Reinhold Trautmann feststellen: „Es gibt eine erdrückende Fülle von Beweisen für die skandinavische Herkunft der 'Russen' und Waräger: in den zahlreichen Runeninschriften des 9. bis 11. Jhs., in den Namen der Dneprstromschnellen, die Kaiser Konstantin Porphyrogenetos (10. Jh.) als 'russisch' (d. h. schwedisch) anführt; in den zahlreichen Personennamen der Waräger und Russen, die uns das Herrscherhaus, die Verträge mit den Griechen v. J. 912 und 945, die Chronik überliefern.

Wir müssen heute (1948! – R. L.) mit den sowjetrussischen Forschern annehmen, daß nicht Rjurik (normannisch *Rørik* – R. L.) eigentlich das Russische Reich begründete, sondern daß das Staatsleben viel früher begonnen hatte ...

Die 'Russen' waren also von Hause aus Skandinavier, und zwar Altschweden, Kaufleute und Krieger wie die Waräger, die mindestens seit dem 8. Jh. sich dauernd an der Nordostküste des 'Warägermeeres' unter finnischen und slawischen Stämmen, auch südlich des Ladogasees und dann um den Ilmensee herum niedergelassen hatten. Als 'Russen' haben diese Kolonisten ihren Namen von den Finnen erhalten, denn der altfinnische Name *Rōtsi*... war die finnische, im Ostseegebiet verhaftete Benennung für Land und Volk der Schweden. Dies finnische Wort *Rōtsi* wurde in seiner spezifischen Bedeutung von Osteuropa übernommen: von den Griechen und Lateinern als *Rhōs*, von den altslavischen Stämmen am

Wolga- und Dneprweg als **Rus'**, Land und Leute bezeichnend (*Rus'* ist Kollektivum im Altru. so wie *Sum'* aus finn. *Suomi* 'Finnland'...) Sind Waräger und Russen beide letzten Endes Altschweden, so trennt sie in bedeutungsvoller Weise, daß Russen diejenigen Schweden sind, die dauernd im Lande verblieben, sich früh mit der finnischen und vor allem mit der ostslavischen Bevölkerung vermischten... bis von etwa 900 an Kijev und Umgebung, dann das ganze unterworfene Land samt den ostslavischen und finnischen Stämmen den Namen 'Rus'' erhält und dauernd festhält."[10]

Hinzuzufügen wäre noch, daß die von Trautmann übernommene Auffassung von den einheimischen Grundlagen der Staatsbildung in Rußland nicht zuletzt in der erstaunlich schnellen Slawisierung der diesen Staat vorübergehend beherrschenden normannischen Oberschicht zum Ausdruck kam. Wie bereits erwähnt, hieß der um 945 geborene Sohn des Kiewer Großfürsten mit dem noch normannischen Namen Ingvar (russisch *Игорь*) der 962 die Nachfolge seiner nach dem Tod des Vaters regierenden Mutter *Ольга*, also Helga antrat, bereits – *Свямославъ*.

Diese gleichsam „normannistische" Version, als die sie von den Gegnern bezeichnet wurde, ist selbst in den Übersetzungen russischer Geschichtslehrbücher, wie sie in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands gleich nach dem Zweiten Weltkrieg verwendet wurden, noch enthalten.

Im gleichen Jahr jedoch, in dem Trautmanns Buch erschien, startete Stalin seine berüchtigte Kampagne gegen den sog. „Kosmopolitismus", der vor allem die jüdische Intelligenz der Sowjetunion treffen sollte. Integrierender Bestandteil der Kampagne wurde auch die Ausmerzung der sog. „Normannentheorie", die, wie es dann in einem in der DDR verfaßten Lehrbuch *Geschichte der UdSSR*[11] hieß, den „imperialistischen Ideologen als Rechtfertigung für ihre Aggressionshandlungen gegen Rußland" diente.

Eine erste vorsichtige Gegenbewegung setzte während des Chruschtschowschen „Tauwetters" 1956 ein.[12] Doch auch heute noch ist die Situation widersprüchlich. Bis zuletzt gab es in der Sowjetunion Versuche, und viel anders wird es auch heute in Rußland nicht sein, das Ethnonym *Русь* wenn schon nicht direkt aus dem Slawischen, so doch wenigstens aus dem Alanischen, Sarmatischen oder sonst irgend einem iranischen Idiom, auf

keinen Fall aber aus dem ostseefinnischen *rōtsi* mit der Bedeutung 'Schweden' zu erklären. Es gibt sogar Beispiele dafür, daß ein und derselbe Wissenschaftler je nach politischer Konjunktur mal die eine, mal die andere Haltung einnahm.[13]

## IV

Ein gewisses, wenn auch etwas anders gelagertes Gegenstück zu einem solchen – wie ich meine – pseudopatriotischen Umgang mit einem spezifischen, aber der vielbeschworenen nationalen Würde keineswegs abträglichen historischen Faktum scheint mir in in der Behandlung des Ethnonyms der Deutschen vorzuliegen. Bezeichnenderweise blieb dies auch in den 40 DDR-Jahren stets ein gesamtdeutsches Phänomen. Es handelt sich um die bis heute gültige Lehrmeinung zum Ursprung und zur Entwicklung des Wortes *deutsch*.

Ihr maßgeblicher Begründer, der prominente Germanist Leo Weisgerber, spricht im Vorwort zu seinem 1953 vom W. Kohlhammer Verlag Stuttgart in der sog. „Billigen Wissenschaftlichen Reihe" herausgegebenen Buch *Deutsch als Volksname*, in das er auch bereits in der Nazizeit erschienene Aufsätze bzw. damals konzipierte und mündlich vorgetragene Texte aufnahm, von den „zahlreichen Rätseln des Wortes deutsch".

Im Vorspann zum zweiten Kapitel mit der die ursprüngliche westgermanische Form des Adjektivs deutsch wiedergebenden Überschrift *Theudisk*, legt er dann dar, worum es ihm geht. Es gäbe da „einen besonderen Grund, der den Sprachforscher immer wieder über die Anfänge des Wortes *Deutsch* nachdenken läßt: war doch dieses Wort, bevor es zum Namen des deutschen **Volkes** wurde, zunächst der Name der deutschen **Sprache**, und wir haben hier den einzigartigen Fall, daß ein Sprachname zum Volksnamen heranwuchs, daß ein Volk sich nach seiner Muttersprache benennt." (S. 40).

Das *Die Rätsel des Wortes* **deutsch** überschriebene erste Teilkapitel beginnt dann folgendermaßen: „Wir mußten es als einzigartig hervorheben, daß in der Folge *deutsche Sprache, deutsch, Deutsche, Deutschland* der Sprachname der älteste ist und den Ausgang für das Völkeradjektiv, den Volksnamen und den Landesnamen bildet, während sonst überall ein Stammes- oder Ländername am Anfang steht, aus dem die weiteren Bezeichnungen für Land, Volk und Sprache gewonnen sind". Und eine an

diese Behauptung anknüpfende Fußnote mit den angeblich die „nichtdeutsche" Entwicklung widerspiegelnden Beispielen *Spanien: Spanier: spanisch, Russe: Rußland: russisch* schließt mit dem Satz: „Zu der Entwicklung von deutsch gibt es kein Gegenstück". Daß dem durchaus nicht so ist, wird noch zu zeigen sein.

Aber auch die angeführten Gegenbeispiele sind schon aus dem Grunde nicht stichhaltig, daß sie nicht Eigenbezeichnungen, sondern deutsche Entsprechungen darstellen, die zudem bei dem russischen Beispiel nichts weniger als äquivalent sind. Wie schon festgestellt wurde, steht dort am Anfang das Kollektivum *Русь*, das ursprünglich Angehörige eines völlig anderen Ethnos bezeichnet. Später ist es der Name sowohl das Landes als auch der Gesamtheit seiner slawischen bzw. slawisierten Bewohner. Das von *Русь* abgeleitete und mit ihm semantisch korrespondierende Adjektiv *русский* – ist außerdem keineswegs eine Sprachbezeichnung. Erst in Verbindung mit dem 'Zunge', 'Sprache' bedeutenden Substantiv *язык* entsteht eine solche. Die in den ältesten russischen Quellen mit *русский* gebildete häufigste Verbindung ist allerdings *русская земля* 'Russisches Land', 'Rußland'. Das heute als Landes- und Staatsbezeichnung gebräuchliche *Россия* ist gelehrten Ursprungs und verrät durch den Vokalismus seiner Wurzel griechische Vermittlung. Das hiervon abgeleitete *российский* bezieht sich ausschließlich auf Land oder Staat und wäre korrekterweise mit *rußländisch* wiederzugeben, so wie die jeden Bewohner Rußlands unabhängig von seiner Nationalität bezeichnende substantivische Ableitung *россиянин* (Plural *россияне*) mit *Rußländer*. Das Ethnonym der Russen ist das substantivierte Adjektiv *русские*. Generell gilt, daß das von einem Ethnonym abgeleitete Adjektiv grundsätzlich jede Beziehung zu dem entsprechenden Ethnos ausdrückt.[14]

Das Ethnonym *deutsch* geht auf das westgermanische Adjektiv *peoδisk* zurück. Dieses ist seit 786 in der latinisierten Form *theodiscus* bezeugt. Hinsichtlich seiner Semantik bietet es keinerlei Rätsel. Weisgerber selbst muß die behauptete „Einengung dieses Wortes auf die Kennzeichnung der deutschen Sprache" (S. 73) relativieren. Nur wenige Zeilen weiter z. B. heißt es: „Die sachlich engste Verwendung zeigt *theodiscus* mit seiner **fast** (Hervorhebung von mir – R. L.) ausschließlichen Beschränkung auf die Sprache". Ausführlich und gründlich, wie er ist, gibt er die abweichende Bedeutung mehrerer Belege selbst an. So Frechulfs von Lisieux Bemer-

kung von 830 über die „nationes theodiscae", unter die explizit auch die Goten eingereiht werden. Vermerkt wird auch (S. 87), daß Walahfrid Strabo bereits um 840 von den *Theodisci* schreibt, „allerdings noch in dem ganz deutlichen Sinne von Sprachdeutschen". Daß dies nicht zutrifft, geht aus der von Weisgerber (S. 64) ebenfalls erwähnten Stelle hervor, wo derselbe Walahfrid den Goten „nostrum, id est theodiscum sermonem" zuschreibt. Hinsichtlich *tieis*, der romanischen Weiterentwicklung von aus dem Fränkischen entlehntem *peoδisk*, wird sogar mehrfach (S. 56, 79) angegeben, daß es schon früh nicht nur in Verbindung mit *langue*, sondern auch mit *terre* und *gent* gebraucht wurde.

Schon diese wenigen Stellen belegen, was Willy Krogmann schon 1936[15] und Hennig Brinkmann wenige Jahre später[16] „im Felde" in längeren Abhandlungen ausführlich begründeten: *theodiscus* bedeutete wie das zugrunde liegende fränkische *peoδisk* 'germanisch'. In der konkreten Situation des multiethnischen Frankenreiches wurde es verwendet, um dessen westgermanische Dialekte sprechende Bewohner zu bezeichnen. Daß es dabei in den meisten Kontexten um die Sprache geht, ist nur natürlich.

Besonders bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die Stellen, in denen *lingua theodisca* und *lingua romana* direkt einander gegenübergestellt werden. So im Zusammenhang mit den Straßburger Eiden, wo hervorgehoben wird, daß der ein wohl weitgehend romanisiertes Heer befehligende westfränkische König Karl der Kahle „theodisca lingua", sein Bruder Ludwig der Deutsche hingegen „romana lingua" schwor. Die Synode von Tours legte 813 fest, Predigten seien zu übersetzen „in rusticam Romanam linguam aut Theodiscam". Hier geht es um das Verhältnis der beiden Volkssprachen zum Latein der Kirche. Die genetischen Beziehungen zwischen den beiden Entwicklungstufen oder Varietäten des Lateinischen resp. Romanischen waren damals noch für jeden mit beiden Idiomen Vertrauten offenkundig. Deshalb mußte die Volkssprache mittels *rusticam* explizit gekennzeichnet werden. Für das noch kaum verschriftete Germanische entfiel diese Notwendigkeit.

Daß *peoδisk* von einer Wurzel *peoδ-*, abgeleitet ist, reicht Weisgerber aus, seine Bedeutung mit 'zur *peoδa*, zum eigenen Volk gehörig', in Bezug auf die Sprache als 'volkssprachlich' anzugeben. Entstanden sei das Wort erst im 8. Jh. in der spezifischen Sprachsituation des Frankenreiches. Damit wird unterstellt, die Germanen hätten vor ihrer Differenzierung in

die späteren eigenständigen Ethnien keine Bezeichnung für ihre Sprache gehabt. Das widerspricht aller mit vergleichbaren Stammesgruppen gemachten Erfahrung.

Keineswegs absonderlich ist, daß *peoδisk* nur unter den spezifischen Bedingungen des Ostfrankenreiches in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten bleiben konnte und nur hier schließlich den Charakter einer Eigenbezeichnung annahm, zum Ethnonym *Deutsche* wurde. In allen übrigen zum für die Ethnogenese entscheidenden Zeitpunkt selbständigen germanischen Staaten kamen neue Ethnonyme auf. Diese leiteten sich entweder vom Namen des bei der Staatsbildung dominierenden Stammes oder von geographischen Besonderheiten des Landes her. Ersteres trifft zu auf Engländer, Dänen und Schweden, letzteres auf Norweger und Isländer.

Daß das Adjektiv *theodiscus* erst im 8. Jh. in entsprechenden Kontexten im Schrifttum auftaucht, ist noch kein Beweis dafür, das *peoδisk* erst jetzt entstanden ist. Hinsichtlich des Alters dieser Bildung schwankt auch Weisgerber gelegentlich. Wenn er sich schließlich dennoch für diese Version entschied, dann mit der vordergründigen Absicht, die Einzigartigkeit der deutschen Entwicklung herauszustellen. Aus diesem Grunde wurde sie unter den bekannten politischen Bedingungen zur – ich wiederhole, auch in Ostdeutschland[17] – bis heute nicht angefochtenen Lehrmeinung.

Diese ist aber, was all den Germanisten, die sich bisher intensivst mit dieser Frage beschäftigt haben, nicht aufgefallen ist, mit einem linguistischen Argument eindeutig zu widerlegen. Das Suffix *-isk*, gehört zu jenen Komponenten der indogermanischen Morphologie, die lediglich im Germanischen und Baltoslawischen vorkommen. Das Lateinische kennt kein solches Suffix.

Warum also, frage ich mich und die Verfechter der Lehrmeinung, sollten lateinischschreibende Gelehrte aus der Umgebung Karls des Großen zur Ableitung des Adjektivs *theodiscus* von einer germanischen Wurzel nicht ein lateinisches Suffix, sondern das germanische *-isk* verwendet haben. Viel logischer ist, daß sie das nach meiner Überzeugung bereits seit langem mit der Bedeutung 'germanisch' vorhandene Adjektiv *peoδisk* nicht nur kannten, sondern, wenn sie fränkisch oder angelsächsisch sprachen, sicher auch gebrauchten. In ihren lateinischen Texten mußten sie es also lediglich mit den lateinischen Flexionsendungen versehen und in der ihnen vertrauten lateinischen Orthographie wiedergeben.

Neben *theodiscus* erscheint übrigens in den lateinischen Quellen in der Bedeutung '(ost)-fränkisch', 'westgermanisch' bereits im 9. Jahrhundert *teutonicus*. Dieses ist von dem germanischen Stamm *teuton-*, den die Römer seit den Wanderungen der Kimbern und Teutonen kannten, mit dem lateinischen Suffix *-ic-* abgeleitet. Da es als „genuin klassisch-lateinisches Wort"[18] empfunden wurde, verdrängte es theodiscus im Verlauf des 10. und 11. Jahrhunderts vollständig aus den lateinischen Texten. Um das Jahr 1000 erscheint dann in den althochdeutschen Schriften Notkers des Deutschen (Teutonicus) in der Schreibweise *diutisk* erstmals die germanische Quelle von *theodiscus*.

## V

Daß es zur deutschen Einmaligkeit kein „Gegenstück" gäbe, ist eine Legende. Allein im slawischen Bereich gibt es nicht weniger als drei. Im Unterschied zur Situation bei den Germanen ist die Existenz eines ursprünglich alle slawischen Stämme umfassenden Ethnonyms vielfach bezeugt. Es lautete slověne (Singular – *slověninъ*), das dazu gehörende Beziehungsadjektiv *slověnьskъ*. Die Etymologie ist umstritten, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Als die plausibelste gilt jedoch, die die Wurzel *slov-* mit der von *slovo* 'Wort' in Verbindung bringt.

Überall, wo es slawischen Stammesverbänden gelang, eigene Staaten zu gründen und über Jahrhunderte zu behaupten, wurden *slověne*, s*slověnьskъ* als Eigenbezeichnungen durch neue Ethnonyme verdrängt. Am häufigsten waren dies die Namen der bei der Staatsbildung dominierenden Stämme wie im Falle der Polen, Tschechen, Serben, Kroaten. In zwei Fällen waren es die Namen eines zeitweilig herrschenden fremden Ethnos, das später assimiliert wurde, wie bei Russen und Bulgaren.[19]

Erfolgte die Konsolidierung eines slawischen Ethnos hingegen im Rahmen eines fremden Staates, dann behielt es das ursprünglich gemeinslawische Ethnonym mit verengter Bedeutung und teilweise mit gewissen Modifikationen hinsichtlich der Wortbildung als Eigenbezeichnung bei. So geschehen bei den slawischen Bewohnern der südöstlichen Peripherie des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und bei den slawischen Untertanen der Stephanskrone im nördlichen Teil des ungarischen Staates. Beide Völker bewahrten das ursprüngliche Adjektiv mit der Bedeutung 'slawisch' unverändert (slowenisch *slovenski, slowakisch slovens-*

*ký*) und begannen das gemeinslawische Ethnonym mit einem neuen Suffix als Eigenbezeichnung zu verwenden. Die einen ersetzten das Singulativsuffix *-in-* durch *-ec-* (*Slovenec* 'Slowene'), die anderen durch an die Wurzel *slov-* angefügtes *-ák-* (*Slovák 'Slowake'*). Der dritte Fall ist weniger bekannt. Bis in unser Jahrhundert erhielt sich in Hinterpommern südlich des Gardasees eine kleine Population mit slawischer Muttersprache, die sog. Slowinzen. Hinsichtlich der Eigenbezeichnung haben wir es hier wahrscheinlich mit einer Entwicklung wie bei den Slowenen zu tun.

Die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen sich die Ethnogenese der slawischen Völker vollzog, spiegelt sich also deutlich in einer spezifischen Ethnonymik wider.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht auch die Ethnogenese des sorbischen Volkes.[20] Nach dem Zeugnis der Quellen nannten sich vor über tausend Jahren nur die zwischen Mulde und Saale siedelnden slawischen Stämme wie ihre nach dem Balkan verschlagenen Verwandten *srbi*. Die Vorfahren der heutigen Sorben in der Ober- und Niederlausitz nannten sich dagegen *milčane* (in den Quellen *Milzeni* oder ähnlich) bzw. *lužičane* (in den Quellen auch *Lusizi* oder ähnlich). Für die spätere Verbreitung dieses Namens sowohl bei den westslawischen Stämmen zwischen mittlerer Saale und Elbe als in der Form os. *Serbja*, ns. *Serby* auch bei den Nachkommen von Lusizi und Milzenern gibt es zwei mögliche Erklärungen. Bei der ersten wäre davon auszugehen, daß nur die in den Quellen so genannten Stämme sowie ihre Verwandten südlich der Donau diesen Namen trugen. Auf Lusizi und Milzener wäre er dann im Ergebnis eines ethnogenetischen Konsolidierungsprozesses übertragen worden. Dieser hätte während der Unabhängigkeitskämpfe gegen die fränkischen und sächsischen Eroberer begonnen und nach der Eingliederung in den deutschen Feudalstaat einen relativen Abschluß gefunden.

Eine andere Möglichkeit wäre, daß Lusizi und Milzener von vornherein zu der gleichen Stammesgruppe wie die Stämme zwischen Saale und Elbe gehörten und auch bereits den Namen *sr'bi* besaßen. Nach der Einwanderung in die wie alle ursprünglichen Siedlungsgefilde relativ isolierten neuen Wohnsitze wäre dieser jedoch von den neuen Stammesbezeichnungen, dem bis heute etymologisch unerklärten *milčane* und dem durchsichtigen *lužičane* 'Sumpfbewohner' zwar nicht völlig verdrängt worden, aber doch vorübergehend in den Hintergrund geraten. Den deutschen Chronisten bzw. ihren Gewährsleuten wäre er so unbekannt geblieben.

In beiden Fällen wäre davon auszugehen, daß sich die verschiedenen „altsorbischen" Stämme zu einer neuen westslawischen Völkerschaft mit dem Ethnonym *Sorb/Serb* bzw. – im heute germanisierten Nordosten der Niederlausitz und in den angrenzenden Gebieten – usprünglich auch *Sarb* konsolidierten. Der westliche Teil wurde später germanisiert. Der östliche Teil, die Bevölkerung der beiden Lausitzen, blieb dank der dreihundertjährigen Zugehörigkeit zu Böhmen vor diesem Schicksal bewahrt. Daß sich alle Sorben, auch die nach dem Anschluß des größten Teils ihres Siedlungsgebiets an das Königreich Böhmen außerhalb von dessen Grenzen lebenden, als ein einheitliches Ethnos empfanden, beweist nicht zuletzt das trotz der genannten phonetischen und morphologischen Unterschiede einheitliche Ethnonym. Außerdem geht dies aus zahlreichen Zeugnissen sorbischer Autoren seit dem 16. Jh. hervor. Ein solcher Prozeß der Konsolidierung zu einem eigenständigen slawischen Ethnos, das dann durch das Aufgehen seiner westlichen Teile im deutschen Ethnos auf die Population in den Lausitzen reduziert wurde, ist zwar in historischen Quellen nicht direkt bezeugt. Die Spezifik der ethnonymischen Entwicklung legt jedoch die Vermutung nahe, daß es ihn bereits vor der Eingliederung altsorbischer Stämme in den deutschen Feudalstaat nicht nur im Ansatz gegeben hat.

## Anmerkungen

1 In vier Bänden 1853–1855.
2 München 1985.
3 Klagenfurt 1975.
4 Hierzu s. beispielsweise Fritz Horst, Nordischer Kulturbereich der jüngeren Bronzezeit und die Herausbildung der germanischen Stämme, in: Fritz Horst und Friedrich Schlette (Hrsg.), *Frühe Völker in Mitteleuropa*, Berlin 1988: Akademie-Verlag, S. 25–34.
5 Zu dieser Kontroverse s. Ernst Eichler und Theodolius Witkowski in Joachim Herrmann (Hrsg.), *Die Slawen in Deutschland*, Berlin, 1985, S. 13 sowie die S. 496f. in Anm. 34 angegebene Literatur.
6 Zur neueren Literatur siehe z. B. Sven Ekbo: L'étymologie du mot finnois *Ruotsi* 'Suède', in: *Acta Baltico-Slavica*. Warszawa 21 (1992), S. 93–96; Johan Calmer, Some ar-chaeological remarks on the Rus'-Problem. Ebenda, S. 109–113.
7 Eine ausführlichere Wiedergabe der Auseinandersetzung zwischen Lomonosow und Müller sowie weitere Literaturangaben enthält mein Artikel *Jacob Grimm und die Klassifizierung der slawischen Sprachen (in Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 37 [1984], S. 283–294).
8 Damit stand er allerdings zu seiner Zeit nicht allein. Selbst August Schleicher mußte hundert Jahre später, in seinem 1850 in Bonn erschienenen Buch *Die Sprachen Europas in*

## Ehrendes Gedenken

Die Teilnehmer der Festveranstaltung zum Leibniz-Tag 2000 der Leibniz-Sozietät gedachten der seit dem letzten Leibniz-Tag verstorbenen Mitglieder der Leibniz-Sozietät und der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften der DDR, von deren Ableben die Leibniz-Sozietät Kenntnis erhielt.

**Karl Rambusch**
Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1975 und Mitglied der Leibniz-Sozietät, verstarb am 25. Juni 1999.

Geboren am 15. Januar 1918, erlernte er bei Carl Zeiss Jena den Beruf eines Feinmechanikers und arbeitete im astronomischen Gerätebau. Nach dem Krieg studierte er von 1946 bis 1952 Physik in Jena. Dort montierte, justierte und erprobte er – noch während des Studiums beginnend – das erste Elektronenmikroskop in der DDR.

Nachdem er zwei Jahre das Nautisch-Hydrographische Institut in Berlin-Friedrichshagen geleitet hatte, wurde er am 01. September 1955 zum Leiter des Amtes für Kernforschung und Kerntechnik der DDR berufen. In äußerst kurzer Zeit baute er in erforderlicher Breite und Tiefe Potentiale für die Kernenergienutzung in der DDR auf. Dazu gehörten die Ausbildung von Fachkräften in der Sowjetunion, die Gründung des Zentralinstituts für Kernforschung in Rossendorf, der Institute für Radioaktivität und für stabile Isotope in Leipzig, des VEB Vakutronik in Dresden für Entwicklung und Produktion kernphysikalischer Meßgeräte und des VEB Entwicklung und Projektierung kerntechnischer Anlagen in Berlin. Großen persönlichen Anteil hatte er am schnellen Aufbau des aus der Sowjetunion gelieferten Forschungsreaktors in Rossendorf, der am 16. Dezember 1957 erstmals kritisch wurde. Gleichzeitig bereitete er den Aufbau des ersten Kernkraftwerkes in Rheinsberg unter Einbeziehung zahlreicher Industriezweige der DDR vor. Es wurde in enger Kooperation mit der Sowjetunion parallel zum ersten sowjetischen Druckwasserreaktor-Block in Nowo-Woronesh entwickelt und am 09. Mai 1966 in Betrieb genommen. Danach war er in leitenden Funktionen maßgeblich und erfolgreich bei Bau und Inbetriebsetzung der Blöcke 1 und 2 des Kernkraftwerkes in

Lubmin tätig. Aus gesundheitlichen Gründen trat er 1978 in den Ruhestand, wirkte aber weiterhin beratend beim Kernkraftwerksbau und in mehreren zentralen wissenschaftlichen Gremien aktiv mit.

Karl Rambusch hat sich stets mit Ehrlichkeit und Offenheit für das von ihm als richtig Erkannte eingesetzt, hervorzuheben ist vor allem die Weitsicht, mit der er stets auf notwendige und praktikable Entwicklungen orientierte.

**Franz-Heinrich Lange**

Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1970 und Mitglied der Leibniz-Sozietät, verstarb am 29. Juli 1999, vier Monate vor Vollendung seines 90. Lebensjahres.

Am 27. November 1909 in Kiel geboren, studierte er von 1928 bis 1932 an der Technischen Hochschule Dresden und arbeitete danach bis 1934 am Heinrich-Hertz-Institut in Berlin, wo er an der Technischen Hochschule promoviert wurde und weiter bis 1945 in der Firma Telefunken tätig war. Im Anschluss an einen Aufenthalt als Spezialist in der Sowjetunion arbeitete er im VEB Funkwerk Leipzig, bis er im Jahre 1956 als Ordentlicher Professor an die Universität Rostock berufen wurde.

Hier baute er als erster Direktor des Instituts für Hochfrequenztechnik an der Schiffbautechnischen Fakultät eine anwendungsorientierte Forschungsstätte mit einer speziell auf die Hydroakustik ausgerichteten Forschungsrichtung zur Meßstochastik auf. Das in viele Sprachen übersetzte Standardwerk über Korrelationselektronik, das dreibändige Lehrbuch „Signale und Systeme", zahlreiche Zeitschriften-Aufsätze und Vorträge auf internationalen Tagungen begründeten seinen Ruf auf dem Feld der Nachrichtentechnik und Meßelektronik, insbesondere auf seinem Spezialgebiet, der Meßstochastik.

Geistige Spannkraft und Originalität blieben ihm bis ins hohe Alter erhalten. Der letzte Vortrag in der Leibniz-Sozietät 1993 war Lücken und Erweiterungsmöglichkeiten der klassischen Systemtheorie in Hinblick auf die Informatik gewidmet, der, im Band 2 unserer Sitzungsberichte veröffentlicht, das wissenschaftliche Vermächtnis von Franz-Heinrich Lange umreißt.

**Conrad Grau**
Mitglied der Leibniz-Sozietät seit 1994, ist am 18. April 2000 auf tragische Weise verstorben.

Geboren am 06. Juli 1932 in Magdeburg, studierte er von 1952 bis 1956 Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin. Seit 1957 an der Deutschen Akademie der Wissenschaften tätig, veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden zur osteuropäischen Geschichte. Conrad Grau konzentrierte sich seit den 70er Jahren auf die Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Bis 1991 leitete er den Wissenschaftsbereich Akademiegeschichte am Zentralinstitut für Geschichte bzw. am Institut für deutsche Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Von 1992 bis zu seiner Emeritierung 1997 war er Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Er konnte – wenn auch in einem anderen Zusammenhang – seine Arbeit nach der Vereinigung fortsetzen, wobei er sich zugleich für einen Brückenschlag zwischen den nach der Abwicklung der DDR-Institutionen ungleich situierten west- und ostdeutschen Kollegen einsetzte.

Seine Arbeiten zur Akademie- und Wissenschaftsgeschichte („Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus", 1975; „Wissenschaft in Berlin", zusammen mit Hubert Laitko, 1987; „Berühmte Wissenschaftsakademien", 1988; und „Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin", 1993) haben ihn weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht. Eine wohl schon absichtsvoll vermächtnishafte Zusammenfassung seines reichhaltigen Forschungswerkes gab er noch am 14. April dieses Jahres auf einer Konferenz der Leibniz-Sozietät.

**Johannes Irmscher**
Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1973, Ordentliches Mitglied seit 1990 und Mitglied der Leibniz-Sozietät, verstarb am 23. Mai 2000 in Rom, wo er als Teilnehmer an einer wissenschaftlichen Konferenz weilte, wenige Monate vor Vollendung seines 80. Lebensjahres, an den Folgen eines Schlaganfalles. Er wurde am 14. September 1920 geboren.

Mit ihm verliert die Altertumswissenschaft einen ihrer profiliertesten Vertreter, der sich als Forscher, Wissenschaftsorganisator und Popularisator wissenschaftlicher Ergebnisse um Rang und Geltung der antiken Tradition in der DDR und weit über deren Grenzen hinaus in hohem Grade verdient gemacht hat. Die Spannweite seiner wissenschaftlichen Interessen war ungewöhnlich groß und reichte von Homer bis in die Spätantike, die Geschichte und Kultur von Byzanz und die Nachwirkung der Antike in der europäischen Kultur.

In einer kaum überschaubaren Vielzahl von Publikationen haben die reichen Erträge dieses Gelehrtenlebens ihren Niederschlag gefunden. Außerordentliche Verdienste erwarb sich Johannes Irmscher um die Zusammenführung, den Ausbau und die Profilierung der altertumswissenschaftlichen Forschung an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und späteren Akademie der Wissenschaften der DDR, zunächst als langjähriger Direktor des Instituts für griechisch-römische Altertumskunde, sodann als Direktor des Bereiches Griechisch-römische Kulturgeschichte des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Konzentration des aus der Tradition des 19. Jahrhunderts stammenden reichen Erbes von Corpora, Editionsreihen und Zeitschriften der Akademie und der Neugründung zahlreicher Reihen und Zeitschriften. Als Herausgeber weit verbreiteter Wissensspeicher wie des „Lexikons der Antike" erreichte er breite Schichten von Interessenten.

Die Belange der Altertumswissenschaft und der übrigen Sozial- und Geisteswissenschaften vertrat Johannes Irmscher als Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR und als Vizepräsident der Leibniz-Sozietät. Der Hochschullehrer an der Berliner Humboldt-Universität war an der Ausbildung von vielen Generationen von Studenten beteiligt.

Große Verdienste erwarb sich Johannes Irmscher auch um die Zusammenarbeit der DDR-Forschung mit der internationalen Wissenschaft. In zahlreichen ehrenamtlichen Funktionen, u. a. als langjähriger Präsident der Winckelmann-Gesellschaft, leistete er einen bedeutenden Beitrag zur interdisziplinären Wirksamkeit der Altertumswissenschaft.

**Rolf Enderlein**
Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1981, verstarb am 19. April 1998 nach langer Krankheit.

Rolf Enderlein wurde am 25. Januar 1936 in Oberwiesenthal (Erzgebirge) geboren. Als Sachsen zog es ihn zum Studium der Physik an die Humboldt-Universität nach Berlin, wo er 1964 im Umfeld von W. Brauer, F. Möglich und R. Rompe am Institut für Theoretische Physik mit der Arbeit „Eine Methode in der quantenmechanischen Transporttheorie und die Dissipations-Fluktuations-Relationen für thermische Störungen" promovierte.

In dem damaligen schwierigen wissenschaftlichen Umfeld erschloß sich Rolf Enderlein mit der Halbleiterphysik und insbesondere der theoretischen Beschreibung der optischen Eigenschaften von Halbleitern Gebiete, die ihn ein Leben lang begleiteten. Bleibend für seine wissenschaftliche und menschliche Entwicklung war ein Arbeitsaufenthalt 1966 –1968 an der Moskauer Staatlichen Lomonossov-Universität in der Arbeitsgruppe von Viktor L. Bontsch-Brujevitsch. Nach seiner Rückkehr erlangte er den akademischen Grad „doctor scientiae naturalium" und wurde schon 1970 zum Ordentlichen Professor für Theoretische Physik an der Humboldt-Universität berufen.

Mit dem Aufbau einer großen Arbeitsgruppe erweiterte sich das Spektrum der wissenschaftlichen Arbeiten, ohne dabei eigentlich das Gebiet der Halbleiterphysik zu verlassen. Neben dem Einfluß von äußeren Feldern und Vielteilcheneffekten auf optische und Transporteigenschaften rückten Effekte der Unordnung in den Mittelpunkt. Die vielteilchentheoretische Beschreibung der Resonanz-Raman-Streuung nahm einen wichtigen Platz ein. In den 80er Jahren näherte sich Rolf Enderlein mit seinen Mitarbeitern über die Beschreibung von Elementaranregungen aus Rümpfen und tiefen Störstellen der Elektronenstrukturtheorie und der Theorie der Gitterschwingungen. Besonders interessant fand er die Untersuchung des Einflusses von Effekten des Quantum Confinements. Die Entwicklung von Halbleiternanostrukturen faszinierte und inspirierte ihn. Bis 1993 Professor für Theoretische Physik an der Humboldt-Universität zu Berlin, setzte er diese Forschungen auch nach 1994 an der Universität Sao Paulo in der Arbeitsgruppe von Professor Jose Roberto Leite bis zu seinem Tode fort.

Mit Rolf Enderlein haben wir einen engagierten Wissenschaftler und Lehrer verloren. Er hat sein Fachgebiet geliebt und konnte die mit der Arbeit verbundene Begeisterung und Freude auch anderen vermitteln. Für einen seiner Schüler bleiben vier Eigenschaften in besonderer Erinnerung: (i) Die Freude an einer möglichen prägnanten mathematischen Darstellung eines physikalischen Sachverhaltes, (ii) die Begeisterung für das Fachgebiet, ohne dabei die Zielstrebigkeit außer Acht zu lassen, (iii) die Schwierigkeit, ihn von einer einmal gefaßten wissenschaftlichen Meinung abzubringen und (iv) trotz der Teilung der Welt in Blöcke den internationalen Austausch zu pflegen, sich der wissenschaftlichen Konkurrenz auszusetzen und sich dabei nicht durch eine Mauer schützen zu lassen.

Die wissenschaftliche Produktivität von Rolf Enderlein wird neben der Vielzahl von Publikationen durch eine Reihe von Büchern unterstrichen, die zum großen Teil aus seiner Vorlesungstätigkeit hervorgegangen sind. Dazu gehören V. L. Bonch-Bruevich, R. Enderlein et al. „Elektronentheorie ungeordneter Halbleiter" (1984), R. Enderlein „Mikroelektronik" (1986), F. Bechstedt, R. Enderlein „Semiconductor Surfaces and Interfaces" (1988), R. Enderlein, A. Schenk „Grundlagen der Halbleiterphysik" (1992) und R. Enderlein, N. J. M. Horring „Fundamentals of Semiconductor Physics and Devices" (1997). Inzwischen sind von diesen Büchern Nachauflagen und Übersetzungen in verschiedene Sprachen erschienen. Über die unmittelbare wissenschaftliche Arbeit hinaus wirkte R. Enderlein in den Herausgeberkollektiven von Zeitschriften wie „physica status solidi" und „Superlattices and Microstructures" mit. Viele Jahre arbeitete er auch in der Halbleiterkommission der IUPAP.

Das Lebenswerk von Rolf Enderlein hat in seinem Land vielfältige Ehrungen erfahren. Dazu gehören die Berufung zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1981 und die Verleihung des Nationalpreises III. Klasse für Wissenschaft und Technik 1982.

Rolf Enderlein hat bedeutende Beiträge zum vielteilchentheoretischen Verständnis von physikalischen Vorgängen in Halbleitern geleistet. Die Gemeinschaft der Physiker hat mit ihm einen engagierten Lehrer und Forscher verloren.

Jena, im Juni 2000

*F. Bechstedt*

**John Lekschas**
Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1973, verstarb am 08. Juli 1999.

Geboren am 10. Oktober 1925 in Memel, studierte er Rechtswissenschaft von 1947 bis 1951 an den Universitäten Berlin und Halle. An der Martin-Luther-Universität Halle folgten 1952 bzw. 1961 Promotion und Habilitation. Bereits 1956 erhielt er einen Lehrauftrag als Professor für das Fachgebiet Strafrecht. Bis 1961 war John Lekschas als Prodekan und später als Dekan an der Profilierung der Juristischen Fakultät in Halle wesentlich beteiligt. Er wechselte 1961 an die Humboldt-Universität Berlin, wo er bis 1990 eine Professur für Strafrecht und Kriminologie inne hatte. In Berlin wirkte er u. a. als Dekan der Juristischen Fakultät (1962 bis 1964), Prorektor für Gesellschaftswissenschaften (1966 bis 1968) und Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät (1975 bis 1979).

In seinem wissenschaftlichen Werk widmete er sich zunächst Grundfragen des Strafrechts, deren Bearbeitung nach der Erfahrung mit dem deutschen Faschismus in bewußter Abgrenzung zum bürgerlichen Recht der Herausbildung eines neuen sozialistischen Strafrechts dienen sollte. Seit Mitte der 50er Jahre standen Fragen der strafrechtlichen Schuld im Zentrum des wissenschaftlichen Schaffens von John Lekschas. In Abgrenzung zur normativen Schuldlehre, die die Schuld im Kern als Vorwerfbarkeit faßt, und über den psychologischen Schuldbegriff hinausgehend, begriff John Lekschas die Willenshandlung als Entscheidung in einem Möglichkeitsfeld von Alternativen. Schuldhaft handelte demnach, wer sich verantwortungslos entschied. Die von ihm entworfene Schuldkonzeption wurde im Strafgesetzbuch der DDR von 1968 gesetzlich fixiert.

In den 60er Jahren wandte er sich immer mehr Problemen der Jugendkriminalität zu. Er setzte sich nachdrücklich dafür ein, ein eigenständiges Konzept für den strafrechtlichen Umgang mit Minderjährigen zu entwickeln. Daneben rückte die Kriminologie verstärkt ins Blickfeld seiner wissenschaftlichen Arbeit. Auf diesem Feld zeigt sich sehr deutlich die Fähigkeit von John Lekschas, Korrekturen an den eigenen wissenschaftlichen Auffassungen vorzunehmen. Vertrat er gemeinsam mit anderen Autoren noch in der ersten Monographie „Kriminologie" 1966 die soge-

nannte Reliktstheorie, die die Ursachen für Kriminalität außerhalb der gegebenen Lebensverhältnisse ansiedelte, so führte er in der unter seiner Gesamtverantwortung erstellten Arbeit „Kriminologie – Theoretische Grundlagen und Analysen" 1983 die Dialektik von Individuum und Gesellschaft in die Verursachungsproblematik der Kriminalität im Sozialismus ein. Damit brach John Lekschas mit dem Tabu, die eigene Gesellschaftlichkeit als kriminalitäts-verursachend anzusehen.

Erinnert sei auch an die Beschäftigung von John Lekschas mit historischen Themen, wie die Herausgabe des Werkes von K. F. Hommel „Des Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafe".

**Gunther Kohlmey**

Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1964, geboren am 27. Juli 1913, verstarb am 25. Dezember 1999.

Er war einer der profiliertesten Wirtschaftswissenschaftler im deutschen Sprachbereich. Obwohl er Beiträge zu fast allen Gebieten wirtschaftswissenschaftlicher Forschung leistete, beschäftigten ihn vorrangig Probleme der Weltwirtschaft, der internationalen Arbeitsteilung und internationaler Marktbeziehungen.

Als marxistischer Politökonom hat Gunther Kohlmey seine wissenschaftliche Kreativität der Analyse sozialistischer Wirtschaftsentwicklung gewidmet, wurde sich dabei immer stärker der inneren Widersprüchlichkeit bewußt und befreite sein Denken Schritt um Schritt von vielen der offiziell gültigen Dogmen. Eine große Anzahl junger Wissenschaftler orientierte sich an seinem Denken, bildete sich an seiner Forschungsmethode und nahm auch seine alles hinterfragenden Zweifel auf.

Er war Gründungsdekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Deutschen Verwaltungsakademie, leitete erfolgreich Gründung und Aufbau des Instituts für Wirtschaftswissenschaften der Akademie, war Lehrstuhlinhaber an der Humboldt-Universität und an der Hochschule für Ökonomie.

Auf welche Weise sich bei Gunther Kohlmey wissenschaftliche Leistung mit Charakterstärke paarte, zeigte sich an den drei Wendepunkten seines Lebens. Erstmalig, als er sich auf der Basis humanistischer Über-

zeugung 1942 der faschistischen Aggression verweigerte und als junger Leutnant zur Roten Armee überlief. Zweitens, als er 1958 nach Revisionismusvorwurf und Maßregelung unbeirrt weiter forschte, lehrte, schrieb und zu seinen Erkenntnissen stand. Und zum dritten Mal, als er nach 1989 unbeirrt weiter in kritischen und selbstkritischen Studien, Ausarbeitungen, Konzepten, Interviews und Gesprächen den Ursachen des Scheiterns sozialistischer Bemühungen nachspürte und nach künftigen Entwicklungsmöglichkeiten fragte.
*Herbert Meißner*

**Hans Wolfgang Ocklitz**
Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1976, Ordentliches Mitglied seit 1980, verstarb am 29. Dezember 1999.

Er war einer der bedeutendsten deutschen Pädiater der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Geboren am 05. April 1921 in Niederschlesien, studierte er von 1939 bis 1945 Medizin in Breslau. 1945 kam er zunächst als Volontär und kurz darauf als wissenschaftlicher Assistent an die Rostocker Universitätskinderklinik. Schon früh zeigte sich sein Interesse an theoretisch-experimentellen Fragen. An der Universität Rostock habilitierte er sich, wurde Dozent und Professor für Kinderheilkunde. 1959 wurde er, noch nicht 40 Jahre alt, zum Chefarzt der 1. Kinderklinik Berlin-Buch ernannt. Zusätzlich leitete er die Arbeitsstelle für Infektionskrankheiten im Kindesalter in der Forschungsgemeinschaft der Akademie der Wissenschaften.

Erstmalig und bislang einzigartig in Deutschland schuf er 1969 das Institut für Infektionskrankheiten im Kindesalter am Städtischen Klinikum Berlin-Buch mit der Kombination eines klinischen und experimentellen Bereiches. Bis zu seiner Emeritierung war er Direktor dieses Instituts. Die interdisziplinäre Verknüpfung von Klinik, Theorie und Labor zeitigte umfangreiche Resultate.

Das Lebenswerk von Hans Wolfgang Ocklitz umfaßt über 400 wissenschaftliche Veröffentlichungen, zahlreiche Buchbeiträge und vier Bücher in mehreren Auflagen, das bedeutendste unter ihnen mit dem Titel „Infektologie", gemeinsam mit H. Mochmann und B. Schneeweiß, bis heute ein Standardwerk.

Hans Wolfgang Ocklitz besaß nicht nur einen scharfen und schnellen Verstand sowie enormen Fleiß, er zeichnete sich auch durch nie ermüdende Hilfsbereitschaft, die Fähigkeit, lebenslange Freundschaften zu pflegen und einen festen, lauteren Charakter aus. Seine Kollegen und Schüler verdanken ihm weitsichtige Einblicke in eine prophylaktische und soziale Pädiatrie.

**Edelhard Töpfer**

Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1977, Ordentliches Mitglied seit 1985 und langjähriger Direktor des Forschungsinstituts für Aufbereitung der Akademie der Wissenschaften, verstarb am 06. April 2000 nach langer, mit großer Geduld ertragener schwerer Krankheit.

Er wurde am 04. Dezember 1931 in Schmiedefeld/Neuhaus als Sohn einer Bergarbeiterfamilie geboren. Nach dem Abitur und einem Berufspraktikum in den Eisenerzgruben seines Heimatortes studierte er 1952 bis 1957 an der Bergakademie Freiberg die damals neu geschaffene Fachrichtung Aufbereitung. Nach dem Diplom wurde er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Arbeitsgruppe Erze in das von dem Ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften Helmut Kirchberg gegründete Forschungsinstitut für Aufbereitung in Freiberg übernommen. Bereits 1960 wurde Edelhard Töpfer mit der Bildung einer Arbeitsgruppe Flotation beauftragt. Nach seiner Tätigkeit als Technologe in der Zinnerzaufereitung Altenberg (1964 bis 1966) wurde er zum Stellvertreter des Direktors für die Grundlagenforschung berufen. Mit dem altersbedingten Ausscheiden von Helmut Kirchberg 1972 wurde ihm die Leitung des Instituts für Aufbereitung übertragen. Diese Aufgabe konnte er seit 1986 wegen seiner schweren Erkrankung nicht mehr wahrnehmen.

Wissenschaftlich befaßte sich Edelhard Töpfer seit seinem Studium mit dem Flotationsprozeß. Dabei war charakteristisch, daß er sich sowohl mit den verfahrenstechnischen Grundlagen des Prozesses, und hier insbesondere mit dem Haftvorgang von Gasblasen an Mineralteilchen, als auch mit unmittelbar praxisrelevanten Fragen der Flotationstechnologie beschäftigte. Letzteres gilt vor allem für die Verbesserung der Zinnsteinflotation.

Unter seiner Leitung erreichte das Institut durch die Entwicklung neuer Sammler und Reagenzienregime für Zinnstein eine im Weltmaßstab führende Stellung. Zeuge dafür sind die Veröffentlichungen von Edelhard Töpfer, die in seiner Habilitation (1972) zusammengefaßt wurden, und die international vergebenen Lizenzen.

Mit seiner zielstrebigen Arbeit und seinem kollegialen und bescheidenen Auftreten hat er sich viele Freunde erworben.

**Wolfgang Zschiesche**

Karl-Wolfgang Zschiesche wurde am 14. März 1933 in Merseburg geboren. Er verstarb am 29. 10. 1996 in Berlin.

Von 1939 bis 1951 besuchte er in Merseburg die Grundschule und das Gymnasium und schloss mit dem Abitur ab. Von 1951 bis 1957 studierte er Humanmedizin an der Martin-Luther-Universität Halle und promovierte 1957. Nach dem Studium wurde er bis 1961 Wissenschaftlicher Assistent am dortigen Pathologischen Institut und anschließend bis 1962 Assistent an der 2. Medizinischen Klinik der Universität. Er habilitierte sich im selben Jahr mit einer Arbeit über die pathologische Anatomie der Lymphgefäßinsuffizienz.

1962 wechselte er als Arbeitsgruppenleiter an das von Hans Knöll geleitete Zentralinstitut für Mikrobiologie und Experimentelle Therapie der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Jena (ZIMET), dem er bis 1979 angehörte. Von 1971 bis 1979 leitete er die Abteilung Immunpathologie, zuletzt den Bereich Experimentelle Therapie. 1976 ernannte ihn die Akademie zum Professor. 1979 wurde er zum Stellvertretenden Direktor und ab 1981 als Nachfolger von Friedrich Jung zum Direktor des Zentralinstituts für Molekularbiologie der Akademie in Berlin-Buch berufen. Eine schwere Erkrankung führte 1984 zur frühzeitigen Invalidität. Bei verminderter Gesundheit betrieb er in den folgenden Jahren noch eine Reihe wissenschaftlicher Studien. Gegen Ende der 80er Jahre leitete er an der Forschungsstelle für Wirbeltierforschung der Akademie unter Heinrich Dathe eine histochemische Arbeitsgruppe, und er wurde 1989 Stellvertreter des Vorsitzenden des neugegründeten Zentrums für Medizinische Wissenschaft an der Akademie.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Zschiesches überdeckten drei größere Felder: Auf dem Gebiet der Pathologie untersuchte er zunächst am System des Ductus thoracicus Metastasierungswege von bösartigen Tumoren des Brustraumes und der ausgelösten zentralen Lymphstauung, woraus bestimmte Kompensationsmöglichkeiten abgeleitet werden konnten. Dann wandte er sich der Erforschung der Amyloidose zu, wobei er in experimentellen Untersuchungen an der Maus den Einfluss des retikuloendothelialen Systems und von genetischen Faktoren auf die Ausbildung der Amyloidose nachweisen konnte. Erstmals wurden erfolgreiche Versuche zur experimentellen Therapie mittels BCG und alkylierende Zytostatika durchgeführt.

Ein zweites Gebiet umfasste systematische Arbeiten zur experimentellen Chemotherapie. In Verbindung mit den mikrobiologischen Arbeiten am ZIMET über Antibiotika und synthetische Chemotherapeutika erarbeitete er die methodischen und biometrischen Grundlagen einer exakten Versuchsdurchführung zur Testung von Virostatika, Cancerostatika und Immunsuppressiva. Vermittels einer so entwickelten rationellen komplexen Testhierarchie wurden im Rahmen eines Screeningprogramms zahlreiche neue biogene bzw. synthetische Substanzen auf ihre diesbezügliche biologische Wirksamkeit untersucht, was zur Selektion einiger neuer potentieller Arzneistoffe und ihrer weiteren Bearbeitung führte.

Auf dem Gebiet der Immunologie interessierte er sich vor allem für die Rolle der Zytokine in der Immunantwort auf Antigene. Die Untersuchungen bezogen sich besonders auf Mediatoren, die eine Regulationsfunktion bei Makrophagen besitzen. Ihm gelang der Nachweis des „skin reaetive factor" (SRF) im Überstand menschlicher Lymphozytenkulturen sowie die erstmalige Entwicklung von biologisch wirksamen Antiseren gegen den SRF und den „migration inhibitor factor" Er konnte den Nachweis inflammatorischer Zytokine in vivo führen und verwies auf die mögliche Beteiligung solcher Faktoren an der Wirkungsweise von Virostatika. Weitere Untersuchungen befassten sich mit der Biochemie und Immunologie des IMF und der Darstellung von Suppressorfaktoren. Zahlreiche Publikationen Zschiesches galten dem Interferon, über dessen Wirkungsmechanismus und möglicher klinischer Bedeutung er 1981 in der Klasse Medizin vortrug.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse Wolfgang Zschiesches fanden ihren

Niederschlag in über 80 Publikationen und 60 Vorträgen auf internationalen und nationalen Tagungen. Darüber hinaus widmete er sich mit Erfolg der populärwissenschaftlichen Arbeit. Er war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften und Gremien. 1969 wählte ihn die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina zu ihrem Mitglied und 1981 wurde er Korrespondierendes Mitglied Akademie der Wissenschaften der DDR. Wolfgang Zschiesche besaß breites musisches Interesse. Insbesondere liebte er die klassische Musik, und er spielte selbst vortrefflich auf dem Flügel.

Seinen Kollegen und Mitarbeitern verbleibt er im ehrenden Gedenken.

*Werner Scheler*

**Alexander Leonidowitsch Janschin**

Auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR seit 1980, verstarb am 06. Oktober 1999.

Geboren am 28. März 1911 in Smolensk, war er seit 1936 mit der Akademie der Wissenschaften der UdSSR verbunden. Von 1956 bis 1982 leitete er im Geologischen Institut Moskau die Abteilung für Regionale Tektonik, war seit 1958 zusätzlich stellvertretender Direktor des Instituts für Geologie und Geophysik der Sibirischen Abteilung in Nowosibirsk, wurde 1982 in Moskau Direktor des Instituts für Lithosphäre und zugleich Vizepräsident der Akademie (Mitglied seit 1958), der er bis zu seinem Tode als Berater des Präsidiums (dann der Russischen Akademie der Wissenschaften) verbunden blieb.

Schwerpunkte seiner Arbeiten waren Regionale Tektonik, Stratigraphie, Lagerstättengeologie und in den letzten Jahren Ökologie. Janschin verfolgte vor allem den Evolutionsgedanken in verschiedenen Disziplinen der Geowissenschaften. Einen wesentlichen Teil seiner Arbeit nahm die Herausgabe geologischer Kartenwerke ein. Er vertrat die Ergebnisse der russischen Geologie in zahlreichen Ländern.

Janschin war Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, Mitherausgeber mehrerer Zeitschriften, ein glänzender Redner. Unvergessen bleibt sein Bekenntnis zur Germanophilie

**Reimar Müller:**
**Anthropologie und Geschichte.**
**Rousseaus frühe Schriften und die antike Tradition.**
Akademie Verlag Berlin 1997, 294 S.
(Aufklärung und Europa. Beiträge zum 18. Jahrhundert)

Es ist eine „Tradition", daß man Bücher rezensiert, wenn sie gerade erschienen sind oder doch bald erscheinen sollen. Dieses Verfahren ordnet sich dem Verhalten ein, möglichst nur gegenwärtige Literatur zu zitieren. Doch manchmal wird man mit Neuerscheinungen nicht sofort bekannt, gelegentlich entdeckt man erst nach Jahren den Wert der betreffenden Publikation und was es der Gründe mehr gibt.

Über den Autor Reimar Müller läßt sich zudem immer wieder etwas sagen, denken, schreiben. Weit gespannt ist der Gegenstandsbereich seiner – sehr zahlreichen – Publikationen. Die griechische und die lateinische Antike sowie die Aufklärung umfassen sie vornehmlich, ebenso die Verbindungen zwischen beiden. Diese Verbindung kennzeichnet auch den Gegenstand dieses Buches. Auch hier bezieht R. Müller philosophische Grundpositionen, etwa, wenn er bereits einleitend gegen die Einseitigkeit Front macht, das Zeitalter der Aufklärung als ein solches der Vernunft zu bestimmen. Auch das Verständnis von Anthropologie in der geistigen Geschichte der europäischen Menschheit, in Antike und Aufklärung vornehmlich, wird auf relativ kurzem Raum dargestellt. Dabei werden die verschiedensten Ansätze zumindest erwähnt, keineswegs wird – eine neuerlich beliebte, gängige „wissenschaftliche" Unsitte – etwa der Marxismus einfach „zugedeckt", nicht erwähnt. Und das Literaturverzeichnis (S. 275–285) nennt auch relativ viele Arbeiten aus der DDR. R. Müllers Konzentration auf Rousseau erfolgt, da sie ermöglicht „eine komplexe Betrachtungsweise, bei der wesentliche neuzeitliche Denkansätze ... ebenso zu berücksichtigen sind wie die Leistungen von Zeitgenossen wie Montesquieu, Buffon, Condillac, Diderot, Turgot. In Rousseaus außerordentlicher synthetischer Kraft ist auch der Effekt einer Fokussierung zu beobachten, in der antike und neuzeitliche Vorleistungen sich zu neuen Fragestellungen bündeln und zukunftsweisende Orientierungen auszulösen vermögen" (S. 12).

Das I. Kapitel ist „Anthropologie und Aufklärung" (S. 17–29) überschrieben. Zu recht werden Spätrenaissance wie Frühaufklärung als Träger der Wurzeln der neu sich formenden Theorie des Menschen genannt. Nur: was ist Spätrenaissance und was ist Frühaufklärung? In der europäischen Welt fallen sie in unterschiedliche Zeiträume. Das wird hier aber nicht genannt. Ebenso nicht die einzelnen nationalen Aufklärungen. Hätte das für Deutschland nicht einige Seiten verdient, für Frankreich erst recht? Spielt die Religion nicht eine bedeutend größere Rolle in der Aufklärung als bei R. Müller dargestellt und ist hier nicht auch z.B. der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus bis zur Wirkung der Aufklärung darstellbar? Muß man bei den Quellen für das neue anthropologische Denken des 18. Jahrhunderts nicht auch die Mystik nennen – bis hin zum Neuplatonismus? Vertraut man dem Personenregister (S. 287–290) so kommen bei R. Müller lediglich folgende deutsche Aufklärer vor: J.G. Herder, I. Kant und G.W. Leibniz (jeweils mit 3 Erwähnungen), sowie am häufigsten S. von Pufendorf.

Bei seiner Untersuchung erweist R. Müller „die stark anregende Kraft, die von der antiken Theorie des Menschen auf die Anthropologie des 17. und 18. Jahrhunderts ausging" (S. 25). Er geht von einem epochenübergreifenden Aufklärungsbegriff aus, „der von der Antike bis in die Neuzeit reicht ... Funktionale Gemeinsamkeiten sind in der Freisetzung emanzipatorischer Potenzen in stark hierarchisch strukturierten Gesellschaften, in der Auseinandersetzung der Verfechter eines säkularen Weltbildes mit der religiösen Tradition und in der Berufung auf die Autonomie des Menschen zu sehen" (S. 26). Kap. II behandelt „Anthropologie und Antikerezeption" (S. 30–48). In Rousseaus Zweitem Discours hat das fünfte Buch des Epikureers Lukrez und der 90. Brief des Stoikers Seneca deutliche Spuren hinterlassen. Senecas Einfluß wird aber durchgängig eher beiläufig mitgeteilt. Diese beiden Autoren werden von Rousseau nicht plagiiert – auch das hat man ihm unterstellt – sondern vielmehr gekonnt genutzt. Ist Rousseau auch einer „der bedeutendsten Vorläufer einer historisch verstandenen Anthropologie"? (S. 33) Der Begriff „Vorläufer" ist m. E. zumindest mehr- oder vieldeutig. R. Müller sagt hier, wen der mit relativ geringen Latein – und keinen Griechischkenntnissen ausgerüstete Rousseau von den Antiken kannte, was er für diese Kenntnis Diderot, Buffon und Condillac verdankt, auch der „Littérature clandestine". Schon im ersten „Dis-

cours" begegnen wir Sokrates, Platon, Sallust, Livius, Seneca, Tacitus, vornehmlich Plutarch. „Dazwischen liegt eine etwas diffuse Masse von Textstellen, bei denen ein antiker Hintergrund in Gedanken und Formulierungen mehr oder minder deutlich zu erkennen ist, ohne daß ein Name genannt wird und ein Bezug auf einen größeren Zusammenhang zugrunde liegt" (S. 39). Vieles hat wohl Rousseau aus Übersetzungen, auch aus zweiter Hand. Und eine fast plakative Verwendung großer Namen besagt bei Rousseau keineswegs stets eine Identifikation mit ihnen. Der Rezeptionsvorgang ist bei ihm höchst kompliziert. R. Müller betont sehr häufig Rousseaus große Neigung zum 5. Buch von Lukrez „De rerum naturae", einem „der bedeutendsten uns erhaltenen Texte der antiken Anthropologie." (ebd.) Und der Materialist Lukrez war zu jeder Zeit umstritten, was d. Verf. an Beispielen darlegt. Trefflich, daß er dabei vornehmlich auf die französische Situation und französische Quellen aus dem 18. Jahrhundert eingeht! R. Müller gibt auch eine Antwort auf die Tatsache, daß Rousseaus Nähe zu Lukrez im zweiten Discours bis zur fast wörtlichen Übereinstimmung geht, den Namen des Lukrez jedoch nicht einmal erwähnt wird. Rousseau hat auch die stoisch-kynische Philosophie genutzt, zu Aristoteles hingegen zumindest konträre Positionen bezogen.

R. Müller meidet alle Etiketten, alle „ismen". Das erschließt den Reichtum Rousseaus viel mehr. Er sucht auch den Leser einzustimmen bzw. neugierig zu machen, indem er bereits im Kap. II und II immer wieder verspricht, im folgenden für viele aufgeworfene Fragen eine Lösung zu geben. M. E. ist das insgesamt zuviel des Guten! Bei Verzicht auf dieses Verfahren hätte R. Müller auch auf viele verweisende Fußnoten verzichten können. Vielleicht hätte man das Manuskript unter diesem Aspekt noch etwas straffen sollen? Der Text weist 606 Anmerkungen auf: Gelegentlich kommt es zu Wiederholungen (S. 102f., S. 138, S. 163f.). Kapitel III: „Der Mensch im reinen Naturzustand" (S. 49–135) verdeutlicht u.a.: man sollte die Finger von der Aufklärung lassen, wenn man nichts von der Antike versteht bzw. sie dabei stillschweigend außer acht läßt! Und die alte Frage, die viele Antworten provoziert hat, lautet: gilt das nicht für jede Periode menschlichen Seins in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft?: Nun ist R. Müller, allein von Ausbildung und lebenslanger Tätigkeit her, wahrlich ein Kenner der Antike! Auch für

Rousseau ist die Frage nach dem Naturzustand Ausgangspunkt seiner anthropologischen Fragestellungen. Hobbes und Pufendorf geben ihm gewisse Grundlagen, die letztlichen bzw. eigentlichen Anknüpfungspunkte liefert aber die Antike. Sein Bild des Naturzustandes ist natürlich originell, u.a. auch durch ältere und zeitgenössische Reiseberichte untersetzt, aber „von antiken Elementen nicht selten vorgeprägt oder auch in Einzelzügen beeinflußt" (S. 55). Verdienstlich ist immer wieder, daß der Historiker und klassische Philologe R. Müller immer wieder philosophisch argumentiert, ohne dabei den Zeigefinger zu heben. Die philosophischen Kategorien, z.B. Hypothetisches, Teleologie, Zufall und Notwendigkeit ordnen sich gleichsam selbstverständlich in die Ausführungen ein, speisen und tragen sie.

Nach Rousseau ist die Animalität im Naturzustand ein Grundmerkmal des Menschen. Der Mensch erscheint als „Mängelwesen", als das „bestorganisierte" Lebewesen zugleich. Dahinter stehen letztlich auch antike Autoren, etwa Platon, Anaxagoros, Xenophon bzw. Diogenes von Apollonia, Diodor, Demokrit und Aristoteles. Eine wesentliche Inspirationsquelle für Rousseaus Auffassung von der Animalität des Menschen in Naturzustand war auch die Konzeption eines „tierhaften Lebens", das der Entstehung der Zivilisation vorausging. Vornehmlich Lukrez und Diodor werden als Quellen solcher Vorstellungen belegt. Nach Rousseau ist der Mensch im Naturzustand „allesfressend" gewesen, vornehmlich aber „früchtefressend". Bei Seneca und Dikaios wie Lukrez, Vertretern unterschiedlicher Auffassung, findet sich dieser Gedanke bereits angelegt. Nach Rousseau hätten die meisten Krankheiten bei Beibehaltung einer natürlichen Lebensweise vermieden werden können. Das findet sich bereits in der antiken Medizin, aber auch bei den Philosophen Platon und Lukrez. Rousseau macht auch die solitäre Lebensform zu einem Drehpunkt seiner Darstellung. Die Einzelexistenz erfährt in ihr wesentlichen Ausdruck in der Auseinandersetzung zwischen dem Einzelnen und seiner Umwelt zu behauptenden Freiheit. Diese radikale Position weist größte Nähe zur sophistisch-atomistischen Tradition und in dieser wiederum zu Lukrez auf. R. Müller belegt seine Aussagen mit Belegstellen aus Rousseau wie auch aus den antiken Autoren. Unverständlich ist mir dabei, weshalb er Original wie deutsche Übersetzung abdruckt. Die antiken Texte hat er selbst übersetzt, die Schriften Rousseaus nach höchst soliden Übertragungen zitiert

(S. 273). Wozu also Zweisprachigkeit? Für Rousseau zeichnet sich der solitär lebende Mensch des Naturzustandes durch Reduktion auf die rein physische Liebe aus, die gemäß dem umherschweifenden Leben der Individuen keine tiefere Bindung hervorzurufen vermag. Auch hierbei steht aus der Antike Lukrez Pate, in seiner Zeit Buffon. Für Rousseau ist die Domestikation der Tiere ein Schlüssel für die Bewertung der „Selbstdomestikation" des Menschen im Leben der Gesellschaft. Dabei entsteht der Eindruck, „daß er in einen stillschweigenden Dialog mit Lukrez eintritt, der aus einer anderen Sicht freilich zu einer anderen Bewertung der Domestikation kommt" (S. 87). Wohl auch daher steht er im entschiedenen Gegensatz zu Aristoteles, für den etwa die Sklaverei Ausdruck eines natürlichen Verhältnisses ist. Rousseau verschiebt die Bestimmung des spezifisch Menschlichen auf den Bereich der Freiheit, als Eigenschaft des Handelns verstanden. Diese Auffassung ist in der Antike bei Epikur wie den Stoikern angelegt. Perfektibilität, ebenfalls ein Zentralbegriff beim jungen Rousseau, ist in ihrer spezifischen Form in der Antike nicht vorgebildet. Doch in das weitere Feld einer gedanklichen Vorbereitung gehört z.B. die sophistisch-demokritische Auffassung. Für den Naturzustand ist nach Rousseau die Statik der Bedürfnisse prägend. Auch hierfür geben Seneca und Lukrez entscheidende Grundlagen. Wenigstens darauf hingewiesen sei, daß R. Müller höchst penibel aufweist, welchen Vertretern seiner Zeit Rousseau in seinen Auffassungen näher und ferner steht. Er bezeugt also durchgängig auch umfassende Kenntnisse der (französischen) Aufklärung. Und dabei sucht er immer wieder auch die Frage zu beantworten, warum Rousseau gerade diese antiken Quellen aufnimmt. Bei seiner Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Sprache basiert er auf den von den Kynikern, Demokrit, Epikur und den Epikureern (besonders Lukrez) gelegten Grundlagen. Streben nach Selbsterhaltung ist neben Mitleid auch für Rousseau die entscheidende Triebkraft menschlichen Handelns. Hierbei liegt letztlich die stoische Ethik (Seneca, Epiktet) zugrunde. Generell zieht R. Müller nicht eine lineare Linie von den antiken Denkern zu Rousseau. Er deutet die vielen Vermittlungen an und führt sie aus, führt dazu auch an, daß Rousseau eine Vielzahl von Querverbindungen im antiken Denken nicht kannte, auch noch nicht kennen konnte. Jedenfalls wird von R. Müller eine solche Vielzahl von Bezügen aufgeworfen, daß es hier nicht einmal möglich ist, sie aufzulisten. Insgesamt

hat d. Verf. mit dieser Arbeit Interdisziplinarität praktiziert! Ohne sie läuft im immer komplizierter werdenden Wissenschaftsbetrieb der Gegenwart und Zukunft gar nichts mehr. Auch nicht in den sog. traditionellen Wissenschaften! Wird Interdisziplinarität nicht betrieben, so bleiben viele Probleme verborgen, erscheinen nicht! Der eigentliche Gegenstand, die betreffende Wissenschaft, verarmt darob! Daß Interdisziplinarität ein hohes Universalwissen verlangt, ständiges Bereichern und Erweitern des eigenen Horizontes dazu, dürfte allgemein bekannt sein. Weil dies in bestimmten Bereichen heute gescheut wird, sucht man Interdisziplinarität auszuweichen.

Umstritten ist, ob bzw. in welchem Sinne Rousseau den Naturzustand des Menschen als Wesensausdruck, Norm oder Ideal verstanden hat. Auf kurzem Raum gibt R. Müller seine Position, auch dabei die neuere Rousseau-Literatur verarbeitend.

Im Kap. IV „Die Jugend der Welt" (S. 136–179) schildert R. Müller Etappen des Übergangs vom „reinen Naturzustand" zur Gesellschaftsentwicklung unter der Sicht seines Themas. „Jugend der Welt" (novitas mundi) wurde durch Rousseau von Lukrez übernommen. Es kam zur Seßhaftigkeit und Familiengründung des Menschen, die Sprache bildete sich heraus. Dies sind erste Kulturleistungen und zugleich Anfänge der Sozialisierung. Aus der Antike schließt sich Rousseau hier an Diodorus von Sizilien Weltgeschichte aus dem 1. Jh. v.u.Z., sowie an Lukrez an. Dabei kannte er aber lediglich das von S. Pufendorf und B. Lamy gesammelte Material. „Wie bei Lukrez haben wir hier einen Fall, in dem Rousseau in engem sachlichem und sprachlichem Anschluß an einen antiken Autor einen höheren Grad von historisch-genetischer Plausibilität erreicht" (S. 142). Gelegentlich geht R. Müller im vorliegenden Band auch auf Spätwerke Rousseaus ein, so auf den im Anschluß an Condillac verfaßten „Essai sur l' origine des langues", der aber erst postum 1781 erschien (vgl. S. 151f., S. 160f., 174f., 177, 181, 271 u.ö.). Diese Ausflüge sind m.E. nicht erforderlich, widersprechen dem Titel der Arbeit und ihrem Anliegen. Bei der „Jugend der Welt" kommt es auch zu einer Entwicklung der Bedürfnisse. Die zeitgenössische, auch bei Rousseau dargestellte Unterscheidung von echten und eingebildeten Bedürfnissen hat „eine lange Vorgeschichte in der antiken Unterscheidung von notwendigen und nicht notwendigen Begierden, die wir vor allem bei den Kynikern und den Epi-

kureern in einer zentralen Bedeutung für die ethische Theorie finden" (S. 155). Zudem gibt es in der frühen Gesellschaft bereits Leidenschaften, Sprache und Musik. Auch bei der Erklärung dieser Phänomene kommt Rousseau Lukrez nahe. R. Müller ist ein hervorragender Kenner von Lukrez, sollte dieser aber (damit Epikur) fast ausschließlich auf Rousseau prägend wirken? Und wenn Epikur faktisch so wirkt, wird die breite Front des Epikureismus doch nicht allein von Lukrez tradiert! Immerhin schreibt R. Müller Senecas kritischem 90. Brief zu den historisch Auffassungen des Poseidonius auch hier große Bedeutung zu, erwähnt zudem auch andere Briefe Senecas (S. 167f.; ebenso S. 187, S. 189f.). Die soziale Ungleichheit, gewachsen nach Rousseau in der „novitas mundi", vor Herausbildung des Eigentums, hat psychologische Ursachen. Auch hierbei zeigt sich nach R. Müller wiederum eine gewisse Nähe zu Lukrez und zur epikureischen Theorie.

Kapitel V „Die ‚große Revolution' und der Vertrag" (S. 180–232) beginnt mit der Entdeckung der Metallverarbeitung, nach Rousseau der „zündende Funken" (S. 180), der den Umschlag in eine neue Qualität bewirkt, die z.B. durch Eigentum gekennzeichnet ist. Drei Stadien menschlicher Frühentwicklung finden wir bei Dikaiarchos, Schüler des Aristoteles und des Theophrast: Sammler, Viehzüchter, Ackerbauer. Der Ackerbau bringt Eigentum, Regierungsformen, Gesetze. Dies findet sich auch in der Aufklärung, bei Rousseau ist die zweite, die „große Revolution" ein Produkt der Metallurgie und des Ackerbaus. Eingefügt werden bei R. Müller immer wieder allgemeine Überlegungen, so, daß die Auseinandersetzungen des 17. und 18. Jahrhunderts um den Wert der „mechanischen Künste" ihre Wurzel in der Antike haben. Die Idee der Nachahmung haben wir in der Technikauffassung der Antike wie der Aufklärung (vgl. S. 188–193). Die gesellschaftliche Arbeitsteilung wird auch von Rousseau als gesellschaftskonstituierendes Prinzip gesehen. Seit Platon spielt in der Antike die Arbeitsteilung eine zentrale Rolle. „Aristoteles und die gesamte hellenistisch-römische Philosophie haben einen ... Faden aufgegriffen, der bei Platon bereitlag: die aus der Arbeitsteilung resultierende Entwicklung der produktiven Kräfte, die zu einer grenzenlosen und für die Gesellschaft und den Einzelnen schädlichen Steigerung der Bedürfnisse führte. Die Auseinandersetzung mit deren Folgen ... wird zu einem Hauptthema der hellenistisch-römischen Philosophie, an die Rousseau mit seiner Zivilisationskri-

tik in vielfacher Weise anknüpfen konnte" (S. 196f.). Für ihn steht am Anfang der politisch verfaßten Gesellschaft das Eigentum. Das Privateigentum bedeutet die endgültige Zerstörung der Gleichheit. Sicher lassen sich auch dafür in der Antike Quellen angeben. Hier – wie überhaupt häufig – läßt R. Müller offen, ob Rousseau diese Zusammenhänge bewußt waren. Er nennt als solche Möglichkeiten Platon, Dikaiarchos, die Stoiker Seneca und Poseidonios sowie Lukrez und Epiktet. Im Sinne der stoischen Ethik wird von Rousseau die Abhängigkeit von falschen Bedürfnissen bzw. der Meinung der anderen als wahre Sklaverei gebrandmarkt. Mit dem Privateigentum gelangt die Gesellschaft zu einem anarchischen Zustand, der große Gefahren für den Einzelnen mit sich bringt. Dies wird auch schon bei Lukrez dargestellt. Dieser Zustand wird stark von der Eigen- bzw. Selbstliebe gespeist, schon bei Platon und Aristoteles dargestellt. Rousseau erfährt unmittelbare Anregungen bei Seneca u.a. Bei Schilderung der Staatlichkeit durch einen Vertrag und der Entstehung der politischen Gesellschaft steht auch Rousseau in der Tradition der antiken Vertragstheorie. Dabei „ist zu bemerken, daß, je weiter die Darstellung im Zweiten Discours in die Begründung der Staatlichkeit hineinführt, der unmittelbare Bezug auf die neuzeitliche Theorie von Staat und Recht ... immer mehr zunimmt. Im gleichen Maß wie die Anthropologie der Jurisprudenz Platz macht, gehen die unmittelbaren Rückgriffe auf die antike Tradition zurück." Es bleiben lediglich „gedankliche Rahmenmuster für Grundfragen einer philosophischen Betrachtung von Staat und Recht, wie sie Rousseau aus der Antike geläufig waren" (S. 213). Material dafür findet sich z.B. bei Platon und Lukrez. Hier verweist R. Müller auch nachdrücklich darauf, daß Rousseau der „Philosophie" bei der Begründung der politischen Organisationsformen im allgemeinen und der Regierungsformen im besonderen eine Rolle zuweist – auch damit an antike Vorbilder anknüpfend (S. 217). Rousseau wendet sich auch gegen die klassische Hellenen-Barbaren-Ideologie und demonstriert seine Überzeugung von der Herkunft einer sklavischen Gesinnung aus der Lage unterdrückter Völker am Beispiel des römischen Imperiums. „Auch Rousseaus Gedanken über das Verhältnis von Sitten und Recht haben in der Antike eine lange Vorgeschichte" (S. 225). Plato, Isokrates, Aristoteles, Lukan, Tacitus, Diogenes von Sinope werden in unterschiedlicher Wertung hier genannt.

Kapitel VI „Anthropologie und Geschichte" (S. 233–267) behandelt zunächst Fortschritt und Depravation. Die Frage danach ist bereits hellenistisch-römischen anthropologischen Ideen eigen. Sie sind u.a. auch Bestandteil des Geschichtsdenkens. Jetzt erst taucht Geschichte auch als Überschrift auf! Ist das an der Seitenzahl insgesamt gemessen, nicht etwas wenig? Hätte die Theorie der Entstehung der Kultur und der Gesellschaft, damit das Geschichtsdenken in diesem Buch nicht etwas ausführlicher behandelt werden sollen? Jedenfalls zieht R. Müller hier vornehmlich jene kultur- und geschichtsphilosophischen Konzepte heran, „zu denen Rousseau in verschiedener Hinsicht (teils im Sinne einer Strukturanalogie, teils der Rezeption bestimmter Konzepte) eine Beziehung aufweist" (S. 233). Von Rousseau im „Ersten Discours" geübte Zivilisationskritik begegnen wir in der Antike bei Cicero wie Seneca. Häufig wird Rousseau auch als „Diogenes redivivus" gesehen. „Rousseau teilt mit den Kynikern bestimmte ethische Kategorien, die ... Maßstäbe für schwer Meßbares schaffen sollen, Maßstäbe im übrigen, die wir bereits bei Platon, Demokrit, den Epikureern gefunden haben",(S. 240). Solide und tief wie stets zeigt R. Müller sodann, was Rousseau von den Kynikern trennt. Der Gegensatz von einer ursprünglich gesunden Gesellschaft und dem späteren Sittenverfall infolge der zivilisatorischen Entwicklung bei Rousseau ist bereits in eigentümlicher Form in Platons „Staat" dargestellt. Vornehmlich am Muster der römischen Kulturkritik (z.B. bei den Historikern von Sallust bis Tacitus, bei den Philosophen Cicero und Seneca, bei Varro, bei den Dichtern von Horaz bis Juvenal) orientiert sich alles, was Rousseau über den Niedergang Roms infolge des Sittenverfalls sagt. Mit Dikaiarchos, dem Vertreter der mittleren Stoa Panaitios und mit Cicero stimmt Rousseau in der Tendenz überein, der Philosoph habe die grundsätzliche Verpflichtung, sich in den Dienst der staatlichen und gesellschaftlichen Praxis zu stellen. S. 247–250 sucht R. Müller ein Gesamtresümee des ersten und zweiten Discours von Rousseau zu geben. Die Fortsetzung bilden Ausführungen über moderne und antike Konzeptionen des Geschichtsdenkens. Insgesamt wurde bei Rousseau eine Strukturanalogie wirksam, die eine Rezeption antiker Konzeptionen begünstigt hat. Dabei geht es vorrangig um den vieldeutigen und umstrittenen Begriff des Fortschritts. Demokrit, Protagoras, ebenso die Fortschrittskonzeptionen im 4. Jahrhundert und in hellenistisch-römischer Zeit in den Schulen des Peripatos, der Stoa und

des Epikureismus spielen hierbei eine Rolle. Die antiken Fortschrittskonzeptionen tragen dabei überwiegend einen entschieden retrospektiven Charakter. Abschließend wird die Frage nach dem Preis des Fortschritts gestellt. Er ist sehr hoch, wie schon antike Denker bezeugen: Dikaiarchos, die Kyniker, Poseidonios, Lukrez. Natürlich zeigt R. Müller, was Rousseau davon wie übernimmt. Seine „Zusammenfassung" (S. 268–272) ist eine gewisse Kurzformung seines Werkes. Im Personenregister werden leider nur die im Text, nicht aber in den Fußnoten gebrauchten Namen erfaßt.

Rousseau schrieb 1751 „Letzte Antwort an Bordes" und 1755 „Von der Ökonomie des Staates". Mit letzterer Arbeit legte er den Grundstein für den „Gesellschaftsvertrag". Die Arbeit gegen Charles Bordes suchte dessen Konzeption in seiner „Abhandlung über den Nutzen der Wissenschaft und Künste" zu widerlegen. Sicherlich gibt es hinsichtlich der Anliegen beider Arbeiten Unterschiede gegenüber Rousseaus Antwort auf die zwei Preisfragen der Akademie von Dijon. Aber schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß sie ebenfalls von Kenntnis der Antike gleichsam durchtränkt sind! Hätte man diese Schriften nicht auch behandeln sollen? Was sagt Rousseau in den „Bekenntnissen" zur Antike und zu seinen Quellen? Sicher, wir haben es mehrfach betont, ist die Darstellungsvielfalt bei R. Müller so umfänglich, daß hier nicht alles referiert werden konnte. Er erwähnt auch F. Engels' Position zur Negation der Negation (S. 228). Dies aber ist ein dialektisches Grundgesetz und Dialektik ist keine Erfindung von K. Marx und F. Engels, sondern eine auch die Antike wesentlich prägende Denkhaltung. Weshalb eigentlich wird nach 1989/90 Dialektik in deutschen wissenschaftlichen Publikationen kaum noch genannt? Was berechtigt uns Engels' Wort, wonach die „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" zu den Meisterwerke(n) der Dialektik" gehört (MEW 20,19) einfach totzuschweigen? Wir sind in unserem Alltagsleben doch ohnehin Dialektiker! Welcher Alltagsmensch, Wissenschaftler oder Politiker kommt mit Mt. 5,37 („Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel") aus? Die Welt ist viel reicher, hat zwischen Ja und Nein fast unendlich viele objektive und subjektive Nuancen. R. Müller berücksichtigt das, indem er dialektisches Denken in der ganzen Arbeit praktiziert.

Der treffliche Band gehört der Reihe „Aufklärung und Europa. Beiträge

zum 18. Jahrhundert an. Er faßt erstmalig Rousseaus antike Quellen in den zwei Antworten auf die zwei Preisfragen von 1749 und 1754 zusammen. Eine Bandzahl weist er nicht auf, obgleich schon zuvor in dieser Reihe einige Bände erschienen. Warum nicht? Nehmen wir an, daß sich Verlag und Herausgeber dabei etwas gedacht haben ...

*Siegfried Wollgast*